46

2. NOVEMBERHEFT
1967

ZB
ZEIT IM BILD

MÜHLHÄUSER KALENDERBLÄTTER

Von Baustellen, auf denen am Tage keine Arbeiter anzutreffen sind, und anderem

MAGDEBURG UND ERFURT

Farbfotos von den Aufsteigern der Fußball-Oberliga

0,30 MDN

Hanns-Michael Schmidt – Raufbold wider Willen (Seiten 10/11)

Foto: Raddatz

Millionen urteilten unerbittlich

Denkzettel für das Pentagon und seine Handlanger

Paris: 100 000 mit Simone Signoret und Ives Montand.

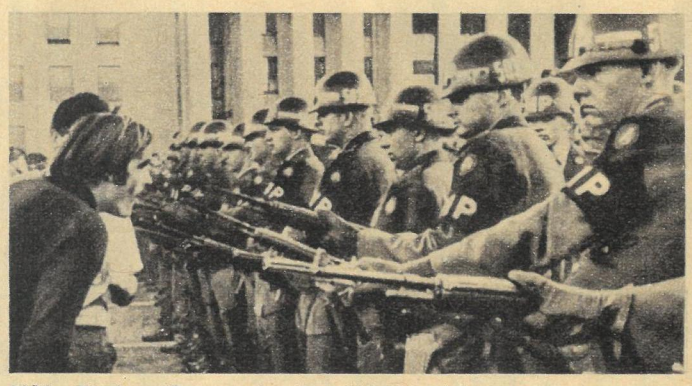
Westberlin: 20 000 auf dem Wittenbergplatz.

DDR: Solidaritätsmeetings mit vietnamesischen Freunden.

Die Fotoauswahl vom denkwürdigen Oktobertag beweist, wie die Glaubwürdigkeit der Johnson-Regierung, die mit jedem Wort der Friedensbereitschaft neue Bomben über Vietnam ausklinken läßt, auf den Nullpunkt gesunken ist. Diesen 21. Oktober wird man in Washington nicht vergessen. Sicher auch nicht bei den Komplicen in Bonn. Erbittert erscholl der Massenprotest, erstmals sogar vor dem Sitz der Organisatoren des Verbrechens. Der Tag der Solidarität mit dem kämpfenden Vietnam vereinigte Millionen in aller Welt zur größten Antikriegsdemonstration der letzten Jahre. Ihr Kampfruf geht um die Welt: Amis 'raus aus Vietnam!

Fotos: Gaul, BTA, TASS, Zentralbild (9)

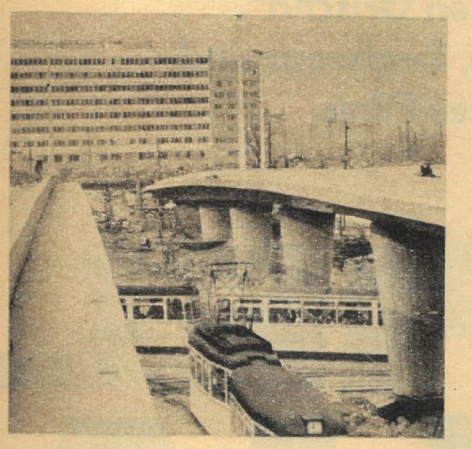
London: 3000 trotzten Polizeibütteln.



USA: Blutiger Terror schreckte 200 000 nicht.

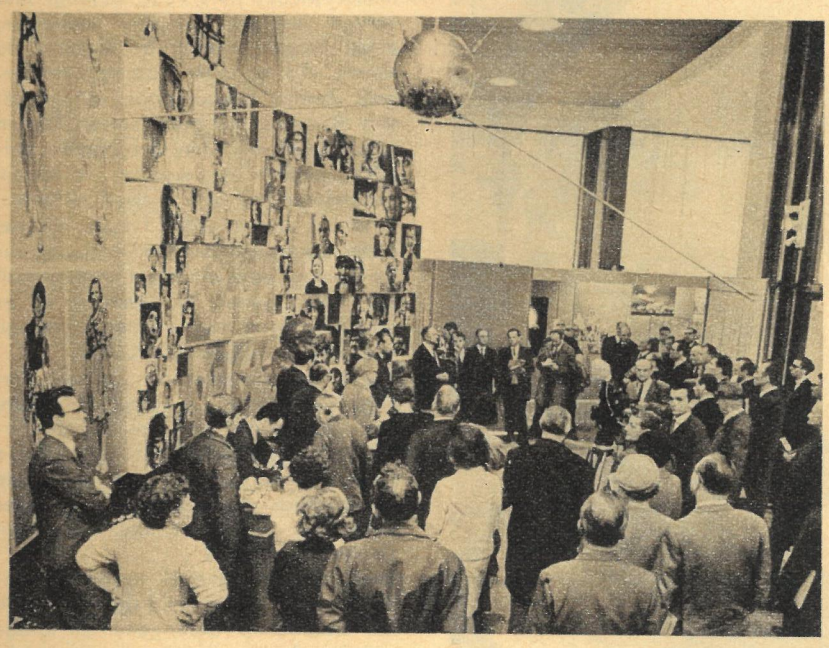
Frankfurt am Main: 7000 vor US-Besatzerzentrum.

rundschau



In wenigen Wochen werden die ersten Fahrzeuge die Hochstraße über dem Thälmannplatz in Halle passieren. Die beiden je 7,50 Meter breiten Fahrbahnen überqueren, von 16 schlanken Stahlbetonstützen getragen, in fünf Meter Höhe den verkehrsreichen Thälmannplatz in der Nord-Süd-Richtung.

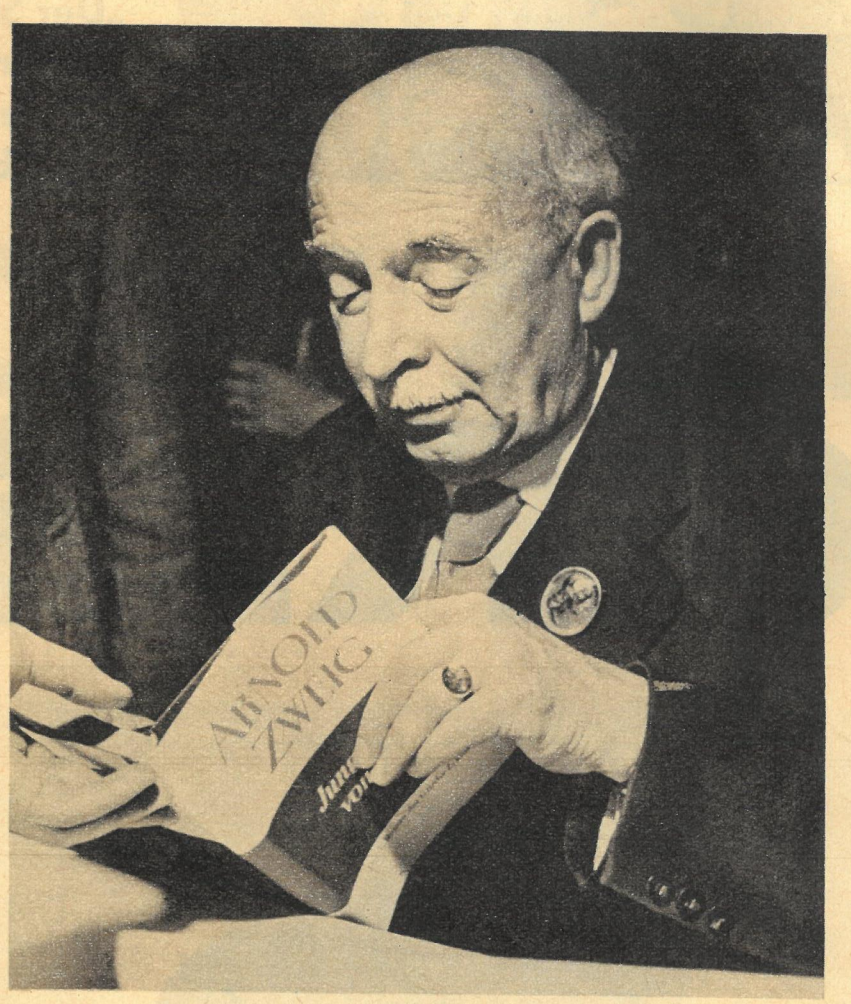
Auf den großen Staatsgütern der VAR sind seit den letzten Jahren erfolgreich bulgarische Traktoren im Einsatz. Unser Foto zeigt Kultivierungsarbeiten auf einer Zitronenplantage der Staatsfarm „El Nasser" in der Nähe von Alexandria.



Auf einer kürzlich in Hamburg unter dem Motto „UdSSR 1917–1967" eröffneten Ausstellung zeigen rund 250 sowjetische Fotografen Porträts ihrer Landsleute.

Berühmtester Fahrgast bei der Parade der „Selbstgebastelten" in Moskau: Kosmonaut Alexej Leonow.

△ Der Rauschgiftschmuggel hat in Schweden derart überhandgenommen, daß die Polizei gezwungen war, neue Methoden anzuwenden, um die Schmuggler dingfest zu machen. Auf Rauschgift abgerichtete Hunde, die „narcotics dogs", beschnüffeln jetzt an den Grenzübergängen Autos und Gepäck der Reisenden.



Arnold Zweig 80 Jahre

Lion Feuchtwanger nannte Arnold Zweig einen „der seltenen großen Erzähler der Deutschen". Die große Kunst des jetzt 80jährigen Schriftstellers äußerte sich in der tiefgehenden, realistischen Analyse der gesellschaftlichen Wirklichkeit: In seinem Roman-Zyklus „Der große Krieg der weißen Männer" beweist sich überzeugend Arnold Zweigs humanistische, gegen den Imperialismus gerichtete Grundhaltung. Weltbekannt wurde besonders sein 1928 geschriebener Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa".
Am 10. November begeht Arnold Zweig in Berlin seinen 80. Geburtstag. Der bedeutendste lebende Schriftsteller deutscher Sprache empfängt an diesem Tage die Gratulation seiner Millionen zählenden Lesergemeinde. Arnold Zweig genießt in seiner Heimat, in der Deutschen Demokratischen Republik, die Achtung, die sein Lebenswerk über unsere Zeit hinaus verdient.

Grischa (Josef Karlik) und Wachsoldat Sacht (Günter Naumann). zb berichtet auf den nächsten Seiten über die Verfilmung von Arnold Zweigs Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa".

Fotos: Pisarek, Zentralbild, DEFA

Der Deutsche Fernsehfunk arbeitet augenblicklich an einem zweiteiligen Film nach Arnold Zweigs weltberühmtem Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa". Helmut Schiemann (im Foto), Regisseur und mit Heinz Kamnitzer Autor des Films, schrieb für zb

AM BEISPIEL GRISCHA

Wodurch wird ein Buch zum Welterfolg? Was sichert einem Roman bleibendes Interesse, anhaltende Wirkung? Worin liegt das Geheimnis, daß einige Bücher – in viele Sprachen übersetzt – Generation auf Generation anrühren, immer wieder aufs neue verlangt und verlegt werden? Es wäre vermessen, diese Frage generell beantworten zu wollen. Als wir aber darangingen, Arnold Zweigs bekanntestes, erfolgreichstes Buch zu verfilmen, seinen Roman vom „Streit um den Sergeanten Grischa", mußten wir versuchen, in diesem besonderen Fall eine Antwort zu finden. Und auf unsere große Freude, als der Autor die freundliche Genehmigung zur Verfilmung erteilte, folgte naturgemäß die Überlegung: Wie werden wir es schaffen, diese doch ebenso schwierige wie schöne Aufgabe zu lösen?

Wir haben zunächst versucht, die Vorzüge des Buches in Frage zu stellen, und gerade das half uns bei der Erarbeitung unserer dramaturgischen und filmischen Konzeption und bestätigte ausdrücklich die Qualität des Werkes sowie die Richtigkeit und Wichtigkeit unseres Vorhabens.

Was denn eigentlich besonders bemerkenswert daran sei, fragten wir, daß ein entlaufener Gefangener im Kriege auf Grund eines Justizirrtums hingerichtet werde? Es habe doch der deutsche Imperialismus unzählige und später auch ungleich gewichtigere Rechtsbeugungen und Rechtsbrüche praktiziert. Eben darum, war die Antwort, weil der Imperialismus den Rechtsbruch zum Machtprinzip erhob, war die Enthüllung seiner Methoden, die doch noch heute viele Menschen nicht durchschauen, an einem einfachen Beispiel von so ungeheurer Bedeutung. Und man sollte vom Fall Grischa auch nicht als von einem Justizirrtum sprechen, denn der Justizirrtum ist bald aufgeklärt, und der Mann wird dennoch eines der Opfer der Klassenjustiz. So steht sein Fall für den von Tausenden, wenn nicht von Millionen Menschen.

Wieso denn dieser Grischa unser besonderes Interesse verdiene, haben wir weiter gefragt, da er sich doch weitgehend passiv bei der Auseinandersetzung um sein Schicksal verhalte und im übrigen keinesfalls typisch sei für

Gespräch über den Sinn des Lebens: Grischa (Josef Karlik) und der jüdische Tischler Tewje (Chewel Buzgan). Kameramann des Films ist Günter Eisinger.

Solidarität für Grischa: Werner Bertin (Bild unten – gespielt von Klaus Piontek) und die einfachen deutschen Soldaten (links u. a. Werner Lierck und Ottmar Richter) wollen Grischa zu seinem Recht verhelfen. Der Fall des russischen Soldaten klärt Fronten zwischen den Deutschen.

die russischen Arbeiter und Bauern, die 1917 ihre große Revolution machten?

Nun, der typische Revolutionär von 1917 ist Grischa wahrhaftig nicht, aber er ist auch keinesfalls schlechter oder schwächer als die Millionen der Arbeiter und Bauern, die sich unter Führung der Bolschewiki ihrer Stärke bewußt wurden, und wir erfahren gerade am Beispiel Grischas, aus welchem Stoff die Menschen gemacht waren, die die größte Revolution der Geschichte durchkämpften. Dieser Grischa ist nicht schwach, er zeigt große Kraft in dem, was er erhofft und erduldet, und er kommt zu einigen großen Erkenntnissen, die er leider nur in den Tod mitnehmen kann. Aber die anderen, seine Freunde, werden sie in die Tat umsetzen. Vor allem, daß dieser einfache „Russki" seinen hochgestellten und teils hochgebildeten deutschen Widersachern moralisch derart überlegen ist, das hat Arnold Zweig den Haß aller Russenfeinde und Antikommunisten ebenso eingetragen wie seine scharfe Abrechnung mit imperialistischem Krieg und imperialistischem Gesellschaftssystem. Davon zeugen noch heute die heimtückischen Angriffe, die Springer und seine Auftraggeber gegen den greisen Dichter richten.

Ist denn, mußten wir nun weiter fragen, das Schicksal Grischas nach den geschichtlichen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte heute noch ebenso beeindruckend und aussagekräftig wie in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg? Schon insofern, können wir antworten, als es in Arnold Zweigs Roman nicht nur und vielleicht nicht einmal in erster Linie um das Schicksal Grischas geht, sondern vielmehr um die Grundfragen der Entwicklung Deutschlands und der Deutschen. „Einer zielt nach mir", sagt Grischa, „aber nicht um meinetwillen ..." Und der weise jüdische Tischler Tewje antwortet ihm: „Warum soll das Recht nicht stark sein bei den Deutschen? Ich will dir aber sagen: Wie es dir geht, gut oder schlecht, das ist für die Deutschen viel wichtiger als für dich. Für dich ist das Wichtigste dein Leben. Aber dennoch, so mein' ich, die reichen und großen Völker, die Russen, die Deutschen, sie wiegen doch mehr als ein Sergeant!"

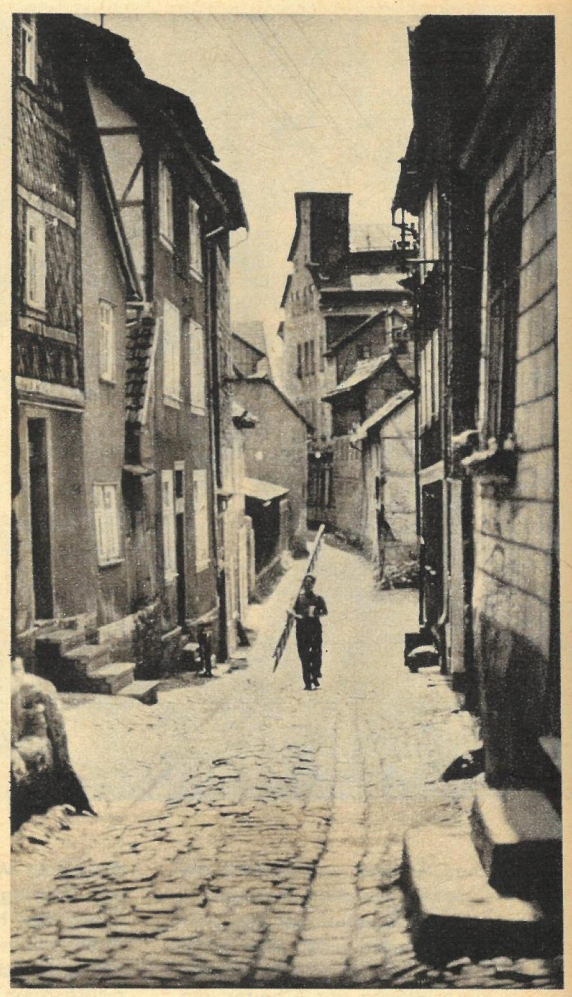
In diesem Sinne, meinen wir, ist der Stoff heute und gerade heute hochaktuell. Es war klar, daß wir in unserer Verfilmung versuchen müssen, die Entscheidungen für und gegen Deutschland, die in dieser Umbruchszeit 1917 fallen und von Arnold Zweig an einer Fülle von Figuren meisterhaft geschildert wurden, nachzugestalten, daß wir alle Gesellschaftsschichten – von den Proletariern bis zu den Heerführern und Großindustriellen – so überzeugend wie möglich darzustellen haben. Besondere Freude bereitet es uns, daß sich viele Schauspieler für diesen Film und Arnold Zweigs lebensnahe, überzeugende Gestalten interessierten, daß sie intensiv mitarbeiten, mitdenken und daß sich gute, profilierte Darsteller auch für kleine und kleinste Rollen zur Verfügung stellten.

Fotos: Paul Friedemann, DEFA (3)

Auf dem Weg zur Front: Die Generalität (links A. P. Hoffmann als General von Lychow und Dieter Mann als Oberleutnant Winfried) will mit Grischa ein Exempel statuieren – gerichtet vor allem gegen die eigenen Soldaten.

Weit über eine Milliarde MDN waren das Echo auf den Torgauer Aufruf. Verpflichtungen aus unserer ganzen Republik über den Volkswirtschaftsplan hinaus, diese Summe an zusätzlichen Werten in freiwilliger Arbeit zu schaffen. Dieses Ziel ist weit überboten worden. Als Beispiel dafür sollen hier nur 11 727 neue Kindergärten-, 2892 Krippen-, 2429 Schulhortplätze und 712 neue Schulräume stehen, die wir schon bis Ende Juli dieser Initiative verdankten. Was sie nur einer Stadt einbrachte, zeigt das Beispiel Mühlhausen.

Mühlhäuser Kalenderblätter



Auch in der Allerheiligengasse riechen Türen und Fensterrahmen nach frischem Lack.

Die Linsenstraße; im Hintergrund ist ein Teil der berühmten St.-Blasius-Kirche zu sehen, auf deren Türmen noch die Glocken aus dem 13. Jahrhundert hängen. Die Orgel wurde vor zehn Jahren nach alten Plänen J. S. Bachs umgebaut, der hier einst als Organist wirkte.

Hans Kühnl (Mitte) ist der Vorsitzende des Wohnbezirksausschusses 3 der Nationalen Front, der als einer der tüchtigsten in Mühlhausen gilt und kürzlich ausgezeichnet wurde.

Über dem Südportal der gotischen Marienkirche, in der vor vier Jahrhunderten Thomas Müntzer seine revolutionären Predigten an das Volk richtete, blicken mehrere steinerne Skulpturen auf die belebte Herrenstraße: Kaiser Karl IV. und seine Gemahlin nebst zwei Höflingen. Zwar huldigt zu unserer Zeit nicht mehr Mühlhausens neugewählter Rat vor diesen Figuren aus der Meisterschule Peter Parlers der kaiserlichen Majestät, doch hat jedenfalls der steinerne Kaiser die verflossenen sechs Jahrhunderte unbeschadet überstanden. Nicht so ganz spurlos sind sie dagegen an der Stadt Mühlhausen selbst vorübergegangen. Ihre Mauern und Häuser jedoch hatte der Zahn der Zeit nicht nur benagt, sondern erheblich angefressen. Wer aber heute nach Mühlhausen kommt, wird davon nicht mehr viel bemerken. Höchstens hier oder dort eine Baustelle und Men-

„Hier wird gearbeitet!" Eigentlich typisch für den NAW-Eifer der ganzen Stadt. Hinter den Häusern erhebt sich ein Wahrzeichen: der historische, von Jahrhunderten umwehte Rabenturm. Er wird ebenfalls restauriert und ist bald wieder allen zugänglich, die von der Höhe des zinnengekrönten Wehrgangs ein herrliches Panorama genießen wollen.

Keine Bange, bald wird sich diese Wüstenei in eine ordentliche, glatte Straße verwandelt haben.

Wer mit der Mühlhäuser Straßenbahn in Richtung Peripherie fährt, kann wenige Minuten später bei Mokka und Schlagsahne im eleganten Terrassencafé sitzen, das zusammen mit anderen Einrichtungen der Kulturstätte am Schwanenteich zum erheblichen Teil im NAW entstand.

Früh übt sich, wer ein Aufbauhelfer werden will.

schen, die mit Holz und Glas, Farbe und Betonplatten letzte häßliche Flecke aus dem Bild ihrer Stadt tilgen. Übrigens muß man, um diese „Arbeiter" zu treffen, nach der normalen Arbeitszeit an diese Baustellen kommen. Tagsüber sind sie dort, wo vor den Toren der Stadt über 1500 Neubauwohnungen, neue Kindergärten, Kaufhallen, Kliniken, Dienstleistungsbetriebe, Schwimmbäder, Sportplätze und Kulturstätten entstanden und weiter entstehen.

Sicher schreibt und liest sich das alles leichter und schneller, als es getan ist, doch über wie viele Vorhaben, die im NAW entstehen sollten, wurde nicht schon geschrieben und später korrigiert, weil sie schneller, größer und schöner entstanden waren? Besonders in diesem Jahr hat der Torgauer Aufruf eine Initiative ausgelöst, die alle Vorstellungskraft überstieg.

In Mühlhausen, wo man allein für die Werterhaltung der Wohnungsbauten 3,3 Millionen im Stadtsäckel hat, die 1967 ausgegeben werden können, sind in den letzten Jahren schon Millionenwerte nach Feierabend und am freien Wochenende in freiwilliger Arbeit geschaffen worden. Einen weiteren Aufschwung brachte die durchgängige Fünf-Tage-Arbeitswoche, und viele Einwohner entwickelten dabei handwerkliche Fähigkeiten und einen liebevollen Fleiß, die in diesem Jahr schon über drei Millionen MDN zusätzlicher Arbeitsleistungen als Ergebnis haben.

Im einzelnen wurden dabei Hunderttausende Ziegelsteine aus örtlichen Reserven gewonnen, Feierabendbrigaden verjüngten Dutzende alter Gebäude und schafften neue Wohnungen. Eltern und Schüler bauten Kleinsportanlagen, Gymnastikräume und Spielplätze.

Die Mitglieder der Produktionsgenossenschaften des Handwerks halfen mit Geldspenden und kostenlosen Einsätzen, eine neue Frauenklinik schneller fertigzustellen. Nach Kilometern sind schon die Straßen und Fußwege zu messen, die einen neuen Belag haben.

Der Kalender dieses Jahres hat nur noch wenige Blätter. Auf jedes der bisher abgerissenen kommen rund 10 000 MDN, die von den Einwohnern der Stadt Mühlhausen zusätzlich erarbeitet wurden. Ein schöner Erfolg des Torgauer Aufrufes, ein noch schönerer aber für sie selbst, die ihre alte und traditionsreiche Stadt damit jung erhalten.

Fotos: Ackermann / Text: Hojer

Oktoberparade

Vorbei am Berliner Marstall-Gebäude, wo ein Jahr nach Rußlands Rotem Oktober revolutionäre deutsche Matrosen für eine sozialistische Republik gekämpft hatten, bog an diesem 29. Oktober die Phalanx modernster Waffentechnik von zwei Armeen auf den Marx-Engels-Platz ein.

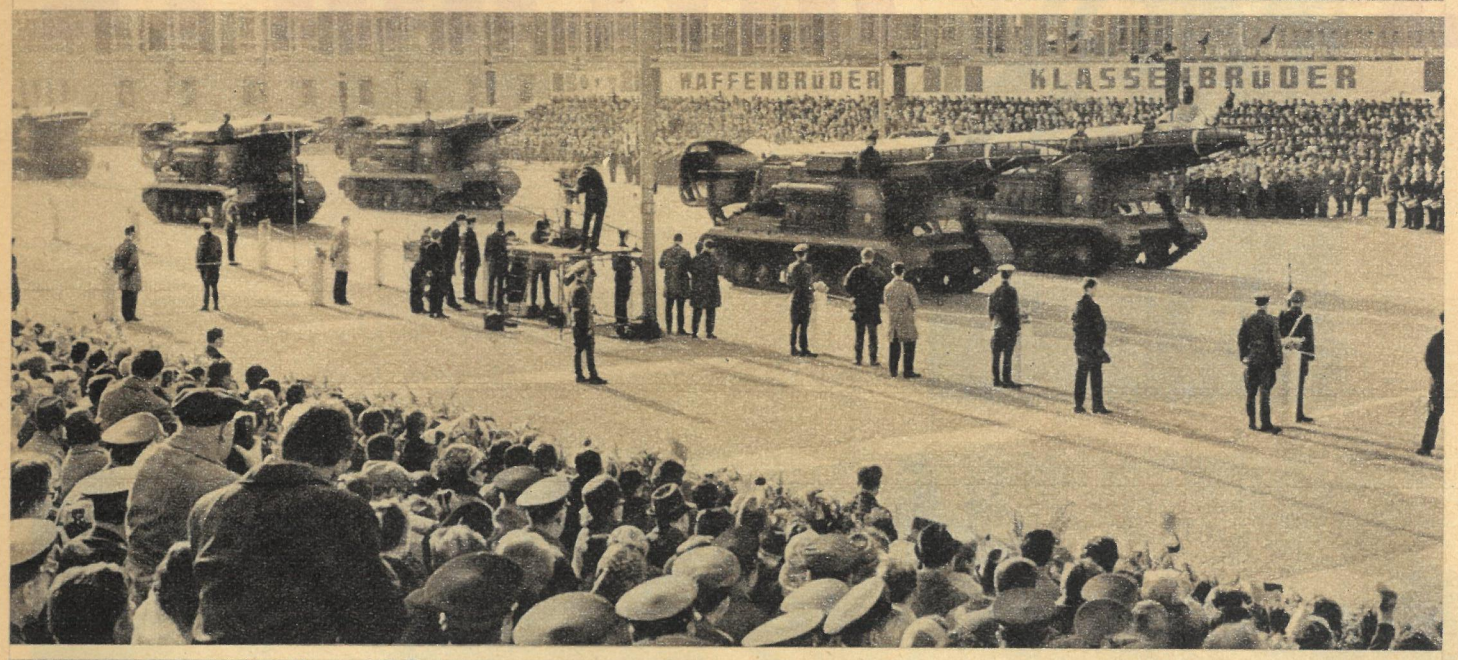
Den Männern mit den Stahlhelmen der Sowjettruppen und der Nationalen Volksarmee schlug von den Tribünen, aus den dichten Menschenspalieren an den Straßen eine Woge des Stolzes und der Begeisterung entgegen.

Denn diese gemeinsamen Ehrenparaden der Streitkräfte unserer beiden befreundeten Völker in der Hauptstadt und in vier Bezirksstädten der Republik waren mehr als ein vollendet organisiertes militärisches Zeremoniell.

Zehn Tage vor dem 50jährigen Jubiläum der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution bekundeten sie, wie fest und sicher jener gemeinsame Schild an der Westgrenze des sozialistischen Lagers gefügt ist, den die enge Klassenverbundenheit unserer beiden Brudervölker zusammenschweißte.

Und so war auch bei dieser Manifestation militärischer Macht, von der unsere Bilder aus Berlin einen Eindruck vermitteln, das Eindrucksvollste, das letztlich Entscheidende der Mensch: in den Kampfwagen, an den mächtigen Raketen junge Erben des Kommunistischen Manifests und Söhne des Roten Oktober, die heute Schulter an Schulter den Frieden schützen.

Auf der Ehrentribüne am Marx-Engels-Platz in Berlin neben den obersten Repräsentanten von Partei und Regierung unserer Republik die Vertreter der beiden befreundeten Armeen.



Den Abschluß der Paradetruppen unserer Nationalen Volksarmee bildeten operativ-taktische Raketen der Landstreitkräfte.

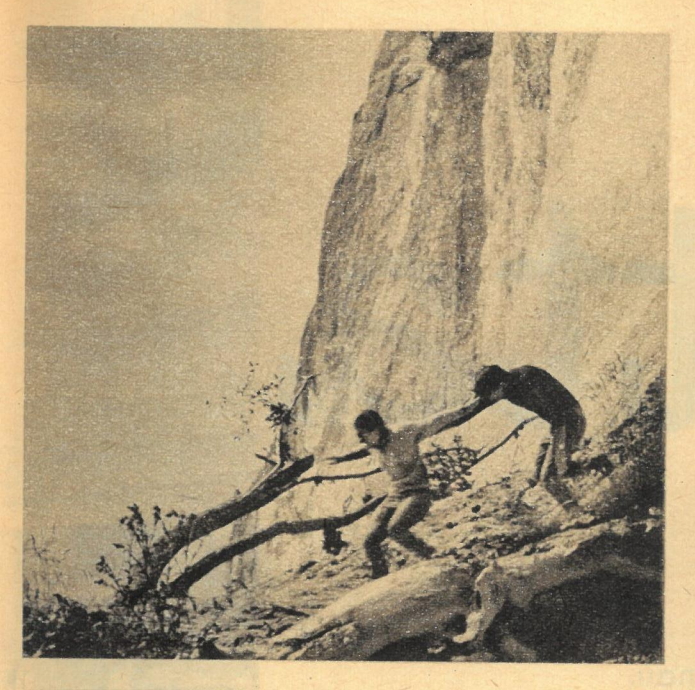
Die Fahrt der Paradetruppen durch die Straßen der Hauptstadt – hier sowjetische Mot.-Schützenpanzerwagen – wurde zu einem begeisternden Triumphzug der deutsch-sowjetischen Freundschaft.

An der Spitze der sowjetischen Ehrenformationen marschierte mit klingendem Spiel ein Musikkorps über den Marx-Engels-Platz.

Fotos: Zentralbild

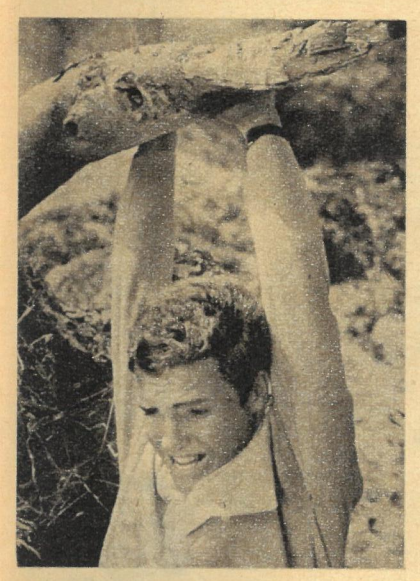
VIELE SCHLAGER,
KEINESWEGS SCHLÄGER ERLEBT MAN IM „HEISSEN SOMMER“,
EINEM NEUEN MUSIKFILM DER DEFA.
DENNOCH PRODUZIEREN SICH VOR DER KAMERA

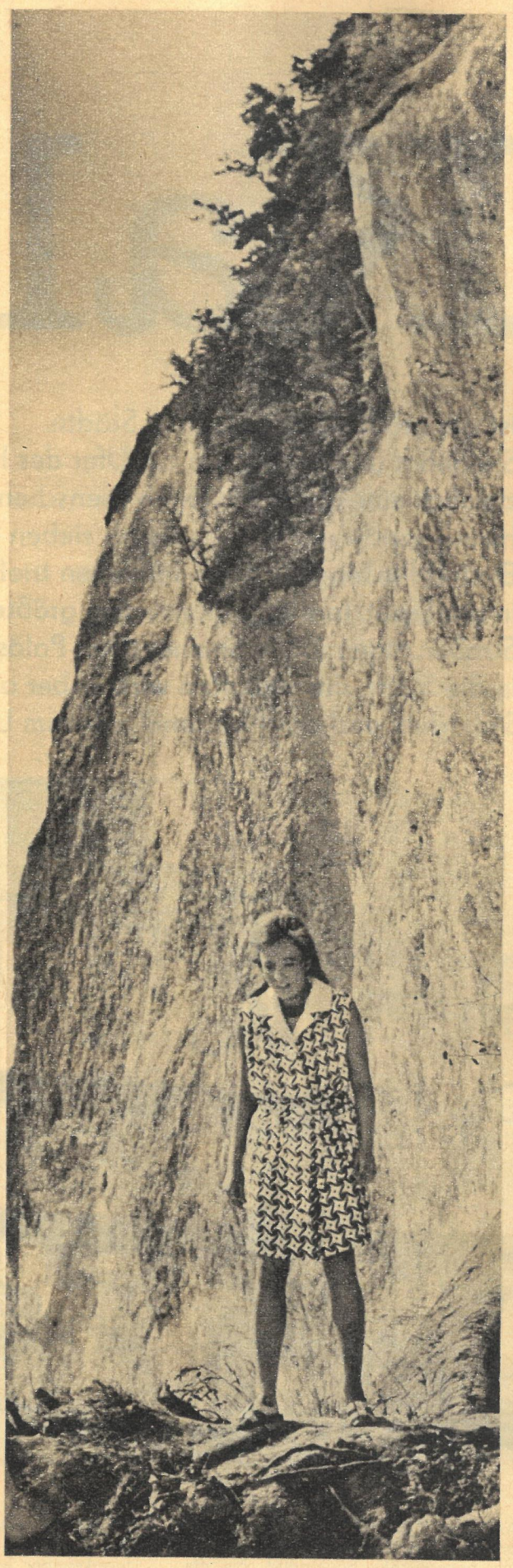
ZWEI HITZKÖPFE



Viel Staub aufgewirbelt wurde laut Drehbuch im 67. Bild, Einstellung 642: „Darsteller reißen Gestrüpp mit sich . . .“; 643: „. . . schlagen gegen Steine und Baumstümpfe . . .“; 644: „. . . seitlicher Schwenk . . .“ Ansonsten verlangt die Disposition von den Requisiteuren einen gepolsterten Brustschutz für die raufenden Recken, vom Arzt Mullbinden und Baldriantropfen. Man kann nie wissen . . . Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. Denn der Arbeitsschutz spielt auch hierbei eine gebührende Rolle. Dennoch: Frank Schöbel und Hanns-Michael Schmidt ließen sich nicht bandagieren. Mutig stellten sie sich unpräpariert vor die Kamera. „Lahme Vögel muten wir unseren Zuschauern nicht zu“, meinten sie. Schließlich ging alles gut.

Die Rutschpartie der Hitzköpfe ist natürlich nicht Selbstzweck oder schlechterdings Nervenkitzel des Regisseurs, sondern hat eine dramaturgische Funktion innerhalb der Handlung. Und schließlich sagt er, ohne gouvernantenhaft erhobenen Zeigefinger, auch den hin und wieder anzutreffenden Maulschellen-Streitern: Schlagen lohnt nicht. Haltet's lieber mit Schlagern!





Das Wetter ist herrlich. Die Stimmung nicht. Obwohl erholsame, wenn auch turbulente Ferientage an der Ostseeküste hinter 21 Mädchen und Jungen liegen, will die Laune nicht dem Thermometer gleich in heitere Gefilde klettern. Schuld daran ist Amor, der es zu einer glatten Fehlleistung bei der „Koordination der Herzen“ brachte. Folglich: Im Wechselspiel junger Liebe ist Sand ins seelische Getriebe von zwei Freunden geraten. Wolf und Kai (Hanns-Michael Schmidt und Frank Schöbel), sonst keinesfalls cholerische Draufgänger von altem, überholtem Prügelknaben-Zuschnitt, sondern aufrichtige, ehrliche, kurzum „dufte“ Kumpel, haben im Wettlauf um die Gunst von Brit (Regine Albrecht) die Nerven verloren. „So setzt der Verstand aus“, wie die übrigen Klassenkameraden mißbilligend feststellen, „und die Fäuste beginnen zu reden.“

Die Heißsporne, die sich anfangs lediglich balgen, verlieren bald die Übersicht über ihr handgreifliches Scharmützel, so daß sich am Ende zwei gar traurige „Helden“ gegenüberliegen, „gerupft wie ein paar Suppenhühner“. Dabei hätten sie noch im Ohr haben müssen, was ihnen Stupsi (Chris Doerk) vorher schlagersingend aufs Butterbrot geschmiert hatte: „Männer, die noch keine sind, machen manchmal sehr viel Wind, jeder ist ein großes Kind und glaubt, er ist ein Kerl wie ein Schrank . . .!“
Soweit das Intermezzo der Kampfhähne Wolf und Kai, die nach Drehschluß freimütig bekannten: „Heute weiß man nicht, ist man nun gekocht oder gebraten. Solche Einstellungen verlangen ganz schön Konzentration, sonst ist man wirklich k. o.“ Sodann verschwanden sie mit „blauen Augen“ in die Garderoben. Ist das echt? Na klar, genau so „echt“ wie sonst in Spielfilmen Lawinenunglücke, Flugzeugunfälle oder Autoexplosionen aufs Zelluloid gebannt werden. Ein Stab, zusammengesetzt aus Kameramann, Architekt und Schnittmeister, kann ungeahnte Dinge aus seiner Trickkiste zaubern, wenn es gilt – laut Drehbuch –, die Natur ein wenig zu korrigieren. Letztlich sind also „blutverklebte“ Schrammen und Kratzer der Kontrahenten lediglich ein Werk der Maskenbildner.
Die Auseinandersetzung – gedreht an den Wissower Klinken, einer reizvollen Steilküste unweit von Saßnitz – ist natürlich nur eine winzige Episode in dem sonst so beschwingten und heiteren Film. Wie könnte es auch in einem farbigen Musikspaß im Cinemascope-Format anders sein? Joachim Hasler (Regisseur, Kameramann und mit Maurycy Janowski auch Drehbuchautor), gewieft in diesem Metier seit der erfolgreichen „Reise ins Ehebett“, hat mit „Heißer Sommer“ wiederum einen Stoff vor die Kameras der „Künstlerischen Arbeitsgruppe Johannisthal“ gebracht, der optimistisch und sonnendurchtränkt den Sommerferienalltag junger Menschen erzählt. Das Ganze ist verwoben und verbunden mit über einem Dutzend durchaus ins Ohr gehender Melodien. Gerd Natschinski und sein Filius Thomas schrieben die Filmmusiken, von denen die ersten Titel bald über unsere Rundfunkstationen zu hören sein werden. Premiere ist dann voraussichtlich im ersten Viertel des neuen Jahres. Dann können Ihnen noch einmal begegnen: „Männer, die noch keine sind . . .“

Text und Fotos: Helmut Raddatz

Kalkutta

ist die größte aller indischen Städte.
Sie dehnt und streckt sich am Ufer des Hugli. 1931 wohnten hier ziemlich eineinhalb Millionen Menschen.
Heute spricht man von sechs bis sieben Millionen. Niemand weiß es genau. Es sind fließende Zahlen. Millionen trieb Existenznot vom Lande in die Stadt. In die Stadt mit dem größten indischen Hafen, mit gepflegten Straßenzügen und monumentalen Palästen.
In die Stadt, die weltoffen wirkt. Aber auch hier sind Arbeit, Sicherheit und das Notwendigste zum Leben schwer zu finden.

Am Hugli, dem östlichen Mündungsarm des Ganges, stand ursprünglich nur ein bengalisches Bauerndorf, bis die englischen Kolonisatoren am Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit einer Festung den Kern der späteren Stadt errichteten. 1774 wurde Kalkutta Sitz des Gouverneurs und später des britischen Vizekönigs, bis der Regierungssitz 1912 nach Delhi verlegt wurde. Da 1947 bei der willkürlichen Aufteilung der indischen Kronkolonie in die Staaten Indien und Pakistan Ostbengalen mit seiner vorwiegend mohammedanischen Bevölkerung zu Pakistan kam, ergoß sich ein riesiger Strom von Hindu-Flüchtlingen nach dem indischen Westbengalen und vor allem in die Hafenstadt Kalkutta, die mit ihren Industrien auf die entwurzelten Menschenmengen wie ein Magnet wirkte. Vorher schon flohen vor Hungerkatastrophen, die allein 1943 in Bengalen schätzungsweise drei Millionen Tote forderten, Millionen Bauern in die Stadt. So ist Kalkutta übervoll von Menschen, überladen mit Problemen, die zu lösen man von der bei den letzten Wahlen siegreichen Linksregierung des Staates Westbengalen erwartet.
Unverkennbar hat das heutige Indien der Stadt schon ihr Gepräge gegeben. Verschwunden ist der britische Offizier mit der drohenden Reitpeitsche, und ungültig sind die Tausende Privilegien für die ausländischen Herren. Aber vieles aus vergangener Zeit ist erhalten geblieben, existiert wie selbstverständlich weiter. Geblieben sind die Bettler, die Erwerbslosen und Hungernden, die Hütten in den Vorstädten und die Scharen junger Mädchen, die ihren Broterwerb auf der Straße zu finden hoffen. Das europäisierte und kapitalistische Treiben in einigen Hauptstraßen Kalkuttas wird dennoch vielfach als die moderne indische Lebensweise aufgefaßt, die importierte Fassade oft mit Indien gleichgesetzt. Aber die verglaste Geschäftswelt ist nicht Kalkutta, und Kalkutta ist schon gar nicht Indien. Unter den 76 Städten mit über 100 000 Einwohnern bilden solche Großstädte wie Kalkutta, Bombay, Delhi und Madras wieder eine Ausnahme, sozusagen als fremdländische Außenseiter.

In Kalkutta weiß man sich gegen Not zu wehren. Massenaktionen der Werktätigen gegen die Verschlechterung der Lebensbedingungen strebten 1966 in allen großen Städten einem Höhepunkt zu. Die regierende Kongreßpartei verlor bei den Parlamentswahlen im Frühjahr. Wie in Kerala gelang es den linken und demokratischen Kräften auch in Westbengalen, eine Koalitionsregierung ohne Teilnahme der Kongreßpartei zu bilden. Die fortschrittliche Regierung sagte sofort den Spekulanten und Monopolen, die sich an den Entbehrungen des Volkes bereicherten, den Kampf an. Weitere Schritte zur Verwirklichung des Wahlprogramms müssen aber noch getan werden.

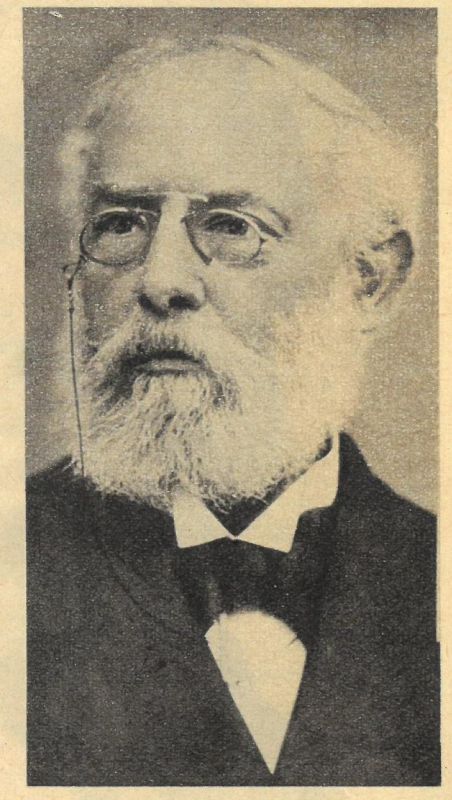
Im Süden der Stadt liegt der Hafen, 80 Kilometer vom Meer entfernt. Dennoch kann er von Schiffen bis zu 20 000 BRT angelaufen werden. Er ist das Zentrum für den Handel mit den asiatischen Nachbarstaaten. Wie kein anderer spiegelt er auch die guten Beziehungen wider, die Indien durch seine von Friedensliebe getragene Politik mit den meisten Ländern der Welt, besonders mit den sozialistischen Ländern, pflegt. Während Bombay im Westen für Indien hauptsächlich der Importhafen für europäische Industriegüter ist, überwiegt in Kalkutta der Export von Massengütern und Rohstoffen. Die Kohle und das Erz, neben der Jute wichtigste Exportposten, kommen aus dem Kohlezentrum Asansol und aus dem Erzbecken von Dschamschedpur. Die Jute dagegen stammt aus den nahezu neunzig Verarbeitungsfabriken und tausend kleinen Verarbeitungsstätten links und rechts am Hugli. Die Teilung 1947 wirkt sich verheerend auf diesen Industriezweig aus. Die willkürliche Trennung der Anbaugebiete im jetzigen Pakistan von den Verarbeitungsanlagen mit ihren Folgen konnte erst jetzt einigermaßen überwunden werden. Dazwischen aber liegen für beide Länder harte Jahre, für Hunderttausende der Hungertod, verursacht von der englischen Kolonialmacht, die sich durch den angerichteten Schaden eine Stärkung ihres Einflusses auf Indien und Pakistan versprach.

Fotos: Dr. Heinz Langer

GROSSER DUDEN ZWEIGETEILT?

Tag für Tag nehmen Stöße deutschsprachiger Zeitungen und Zeitschriften ihren Weg in das Eckhaus in der Leipziger Gerhart-Hauptmann-Straße. Achtzehn klugen Köpfen sind sie berufsbedingte Lektüre. Achtzehn Köpfen mit einem feinen Sinn für stilistische und grammatische Besonderheiten der deutschen Sprache. Achtzehn Köpfe beobachten, registrieren, systematisieren – und was dabei herauskommt, trägt den Titel „Der Große Duden". Seit 1915. Bis dahin hieß es akkurater „Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache". Doch im Prinzip war es dasselbe, und es ist dasselbe geblieben zwischen 1880, der Erstveröffentlichung, und 1967, der sechzehnten Auflage: Leitfaden deutscher Rechtschreibung, und darüber hinaus noch das vielseitige Wörterbuch für jedermann. 75 000 Stichwörter sind halbfett verzeichnet, übersichtlicher geordnet, exakter erklärt, als es in den vorangegangenen fünfzehn Auflagen geschah.

„Es sollte mich gar nicht wundern", schrieb der Schriftsteller Walther Victor vor einigen Jahren, „wenn der eine oder andere Leser zum ersten Mal davon Kenntnis nimmt, daß ein Mann namens Duden tatsächlich gelebt hat!" Er hat. 1829 geboren, gab der Gymnasiallehrer Konrad Duden 1872, inzwischen Direktor des Städtischen Gymnasiums in Schleiz, seine ersten beiden kleinen Schriften zu Rechtschreibungsfragen heraus. Zu jener Zeit verfuhr jeder größere deutsche Staat in dem gerade von oben geeinigten Deutschen Reich mit der Rechtschreibung nach Gutdünken. Preußen beispielsweise schrieb „Komitee", Bayern „Comité", Württemberg „Komite". Preußen und Württemberg schrieben „Sellerie", Bayern „Selleri". Preußen schrieb „Kompanie", Bayern „Kompagnie", Württemberg „Compagnie". Preußen schrieb „gescheit", Bayern „gescheid", Württemberg ließ die Wahl zwischen den beiden Schreibweisen frei.



Konrad Duden (1829–1911)

Doch ob „gescheit" oder „gescheid"; klug und beherzt genug, diesem unhaltbaren Zustand, den Sachsen und Baden noch zusätzlich komplizierten, ein Ende zu setzen, war man lange Zeit hier wie dort nicht. Auch als Konrad Duden seine ersten beiden Schriften herausbrachte, zeigten sich zunächst kaum praktische Wirkungen. Doch man wurde auf Duden aufmerksam, zog ihn hinzu, als 1876 eine erste Orthographische Konferenz einberufen wurde, und regte ihn zu seinem „Orthographischen Wörterbuch der deutschen Sprache" an, das 1880 im Bibliographischen Institut in Leipzig erschien und die Grundlage für die 1901 eingeführte deutsche Einheitsrechtschreibung bildete. Dieses seit 1915 – vier Jahre nach Konrad Dudens Tod – „Duden" genannte Buch gilt seither als der bevorzugte Pflegling einer heute achtzehnköpfigen wissenschaftlichen Duden-Redaktion des Leipziger volkseigenen Verlags, der die fortlaufende Beobachtung der Sprachentwicklung und die Betreuung des „Dudens" und ähnlich gearteter, gleichfalls im Bibliographischen Institut erscheinender Nachschlagewerke obliegt – „Fremdwörterbuch", „Wörter und Wendungen", „Wörterbuch der deutschen Aussprache", „Grammatik der deutschen Sprache", ein „Sprecherzieherisches Elementarbuch" kommt bald noch hinzu, ein „Synonymwörterbuch" wird vorbereitet. Außerdem wird von der Duden-Redaktion in deutschen Sprachangelegenheiten noch Auskunft erteilt. Anfragen aus der Sowjetunion und aus China, aus den USA und aus Japan sind im Posteingangsbuch der Redaktion verzeichnet, von den jährlich vielen Tausenden Anfragen aus dem deutschsprachigen Raum ganz zu schweigen.

Seit 1945 erschien der „Duden" in dem Leipziger Verlag in mehreren Millionen Exemplaren; die 15. Auflage brachte es zwischen 1957 und 1966 allein auf 1,8 Millionen. Dudens Hoffnung, eine Schrift zu haben, die „nicht nur für die Gelehrten, sondern für das ganze Volk da ist", erfüllte sich. Doch wäre Konrad Dudens Freude, lebte er heute, dennoch nicht vollkommen. Sein Wunsch, mit dem Werk zu einem bescheidenen Teil an der Herstellung der Einheit auf „dem Gebiete der ... Rechtschreibung mitzuwirken", scheint fragwürdig, seitdem es Leute gibt, die unablässig das Wort von der „Sprachspaltung" im Munde führen und – so irrsinnig es erscheinen mag – offenbar Alleinvertretung in deutscher Sprachpflege und Rechtschreibung zu praktizieren beabsichtigen.

Am 6. August 1961 meldete die Westberliner „Morgenpost": „Das ‚Bibliographische Institut', früher in Leipzig, seit 1953 in Mannheim beheimatet, gab zum 50. Todestag Konrad Dudens am 1. August 1961 eine Jubiläumsausgabe des ‚Duden' heraus", in der, so wäre fortzusetzen, die „Deutsche Demokratische Republik" nicht verzeichnet ist, weil die DDR nicht existiert und weil die Herausgeber meinen, geschichtliche Tatsachen lassen sich tilgen, wenn man sie nur hartnäckig genug leugnet. Diese Bonn-Mannheimer „Sprachregelung" gestattet neben vielem anderen auch, eine Stadt selbst dann noch „Chemnitz" zu nennen, wenn sie bereits acht Jahre Karl-Marx-Stadt heißt. Und überhaupt: Das Bibliographische Institut, 1826 von Joseph Meyer in Gotha gegründet, 1874 nach Leipzig verlegt, hat seinen Sitz nach wie vor in der Messestadt. Weder gibt es heute Umzugspläne, noch gab es sie zu irgendeinem anderen Zeitpunkt. Und auch der juristische Willkürakt westdeutscher Gerichte, die ohne Rechtsgrundlage Namen und Rechte des Bibliographischen Instituts einer Aktienminderheit – die Mehrheit war bereits vor 1945 in den Händen der als „nicht existent" bezeichneten Stadt Leipzig (!) – zusprachen, die in Mannheim Verlag und Duden-Redaktion neu gründete, wird am Aufschwung und an der wachsenden internationalen Autorität des volkseigenen Leipziger Bibliographischen Instituts nichts ändern können.

Dr. Willy Walther

Leipzig – Sitz des Bibliographischen Institutes und der Duden-Redaktion

Fotos: Brauer, Archiv

„SCHLÄCHTER-AVUS"

AUF DER SPUR UNSERER TAGE

nannte der Volksmund einst die Storkower Straße in Berlin. Auf holprigem Pflaster trabten hier die Schlächter mit ihren Pferdefuhrwerken zum Viehhof. Die Kleingärtner, deren Parzellen beide Seiten der Straße einnahmen, hatten so manchen Spaß bei den hier veranstalteten inoffiziellen „Rennen", und – sie hatten auch so manchen Vorteil von den Pferden.

Das ging so lange, bis unsere sozialistischen Städteplaner sich vornahmen, dem Zentrum unserer Hauptstadt zu einem „Q" zu verhelfen. Dabei entstand auch der Gedanke, ein Gewerbestättengelände zu bauen, um wichtige und oft sehr verzweigt untergebrachte Betriebe hier konzentrieren zu können. Nach und nach verschwanden die Kleingärten; das Gebiet mit Höhenunterschieden von teilweise vier Metern wurde planiert und 1961 mit dem Bau begonnen. Ein Jahr später kamen die ersten Mieter. In ihre alten Häuser zogen die Betriebe, deren Produktionsstätten im Zentrum auf der Abrißliste stehen.

Inzwischen wurden 95 000 Quadratmeter Produktions- beziehungsweise Lagerfläche und 37 000 Quadratmeter Bürofläche geschaffen. In den 26 ein- und zweischiffigen Flachhallen und den 14 sechs- bis achtgeschossigen Gebäuden gibt es 8000 Arbeitsplätze. Drei zentrale Betriebsgaststätten sorgen für schmackhaftes Essen. Der nahe der Storkower Straße gelegene S-Bahnhof Lenin-Allee erhält zur Zeit einen zweiten Ausgang. Und nicht zuletzt: Aus der „Schlächter-Avus" wurde eine breite asphaltierte Straße, auf der nicht mehr Pferde, sondern PS den Vorrang haben.

Foto: G. Kiesling / Text: L. Winter

KÄMPFER JENSEITS DER FRONT

7

TATSACHENBERICHT VON HERBERT A. RUDOLF

Gegen 14 Uhr nähert sich eine Schützenkette. Soldaten mit Stahlhelm, Handgranaten im Koppel, am Karabiner das aufgepflanzte Bajonett. Zwei kommen direkt auf ihr Versteck zu. Die drei deutschen Partisanen halten den Atem an. Ist dies das Ende? Sie können bereits die Augen ihrer Mörder beobachten ...

Noch acht Meter, noch fünf ... Da ruft der eine: „Naumann, die Verbindung nicht verlieren!" Und sie stapfen links und rechts am Versteck der drei vorbei.

In der Nacht schleppen sie sich davon. Der einzige Kompaß zeigt ihnen die Richtung nach Osten. Kiefel, vom Blutverlust am meisten geschwächt, fiebert. Er taumelt wie ein Betrunkener. Einmal stürzen sie im Dunkeln in einen frisch ausgehobenen tiefen Panzergraben.

Ein polnischer Bauer hat ihnen seinen letzten Laib Brot gegeben. Weiter ... Ein paar Stunden Schlaf in einem Heuschober oder im Wald. Weiter ... In einem einsamen polnischen Haus erhalten die drei verwundeten Männer wieder etwas zu essen. Die halberwachsene Tochter schenkt Josef Kiefel einen Gürtel, damit er den verletzten Arm in der Schlinge tragen kann. Sie nimmt ihn von ihrem besten Kleid. Weiter ...

In der Nacht zum 30. Oktober, vier Tage nach dem verzweifelten Kampf, erreichen sie in der Nähe der Straße von Radomsko nach Czestochowa die Warthe. Sie bildet die Grenze zum „Generalgouvernement". Vielleicht werden sie drüben auf Partisanen stoßen.

Der Fluß führt Hochwasser. Es finden sich frischgeschnittene Hölzer, um ein Floß zu bauen, aber die erschöpften Männer sind dazu nicht mehr imstande. Es bleibt nur der Weg über die Straßenbrücke. Sie wissen, was für sie auf dem Spiel steht, wenn die Posten auf den beiden Enden besetzt sind. Es bleibt keine Wahl.

Doch die Brücke ist unbewacht, die Sicherungsbunker sind leer. Die drei todmüden Männer blicken sich an. Es wird nur ein verzerrtes Lächeln.

Einer hebt ein Stück Kalkstein auf und schreibt an Bunker und Brückengeländer die Worte: „Nieder mit Hitler!"

Der Traum von Kotfin

Josef Kiefel erzählt:

Der feine Regen rieselte unaufhörlich vom grauen Novemberhimmel. Wir marschierten durch den nächtlichen Wald östlich der Warthe. Marschieren ist nicht der richtige Ausdruck: Wir schleppten uns durch das nasse, hohe Gras auf der Waldschneise und sanken nach ein paar hundert Metern immer wieder zu Boden. Dabei redeten wir uns immer wieder gegenseitig zu: Wir müssen die AL finden, die polnische Volksarmee. Bei Kotfin muß doch die III. Brigade der AL stehen. Wir werden „Julian" wiedersehen, den Parteisekretär*, und die anderen Kämpfer. Dann sind wir gerettet. Ob Kuprianow mit seinen sowjetischen Partisanen noch in der Nähe sein würde? Bei ihnen befand sich ein Arzt.

Meine durchschossene Hand eiterte stark. Hand und Arm waren dick geschwollen, und ich hatte große Schmerzen. Es sah gefährlich aus. Wundbrandgefahr ...

Als der Morgen graute, sahen wir vom Waldrand aus in der Ferne Häuser.

Keine Menschenseele ließ sich blicken. Wir machten ein Feuer und trockneten unsere völlig durchweichten Sachen. Gegen Abend näherte sich plötzlich ein junger Mann.

„Halt, stehenbleiben! Hände hoch! Was willst du hier?"

„Haben Sie nicht meine Kuh gesehen? Meiner Mutter ist die Kuh weggelaufen, die suche ich."

„Du willst uns wohl Märchen erzählen? Übrigens, wie heißt der Ort dort hinten?"

„Kotfin."

Das hatte keiner von uns erwartet. Hier waren wir vor neun Wochen mit dem Fallschirm abgesprungen. Seit dem letzten Kampf und unserer Verwundung hatten wir immer nur an Kotfin gedacht. Hier mußten wir die Genossen der AL finden, unsere Rettung. Und nun lag Kotfin fast greifbar nahe vor uns.

Das weitere Gespräch mit dem Jungen wurde ein zähes Ringen. In Kotfin habe es nie Partisanen gegeben. Dabei blieb er. Erst als wir konkrete Ereignisse im August aufzählten, blinzelte er uns an. „Kennt ihr Namen von Soldaten der AL?"

„Ja, zum Beispiel ‚Julian' und ‚Stefan'. Und von einer sowjetischen Gruppe den ‚Wladek'."

„Dann laßt mich ins Dorf gehen. Ich schicke euch jemand, der mit euch sprechen wird."

Minuten wurden jetzt zu Stunden. Als es schon dämmrig wurde, kamen sechs Gestalten über die Wiese näher. Alle sechs in deutschen Uniformen. Eine Falle?

Sie riefen uns an, und das Verhandeln dauerte nicht lange. Das Erkennungszeichen war die Parole aus der Nacht des Fallschirmabsprungs. Eine halbe Stunde später saßen wir, vor Freude noch wie betäubt, in einer warmen Stube bei den Genossen der Volksarmee und der Abteilung des sowjetischen Majors Scharow.

In der Nacht gab es einen Alarm. Es bestand die Gefahr eines Überfalls durch die NSZ. Wir hörten damals zum ersten Mal diese Buchstaben. Was sich dahinter verbarg, lernten wir vier Wochen später genauer kennen, als uns lieb war.

„Erschießt sie ein Stück weiter!"

Um den 20. November beginnt eine großangelegte Walddurchkämmung regulärer deutscher Truppen gegen die polnischen und sowjetischen Partisaneneinheiten südöstlich von Radomsko, bei denen sich die drei deutschen Genossen aufhalten. „Bandenbekämpfung" heißt das im faschistischen Jargon. 5000 modern ausgerüstete Soldaten mit schweren Maschinengewehren und Minenwerfern versuchen, rund 200 Partisanen in die Zange zu nehmen und zu vernichten. Ihre Rechnung geht dank dem Kampfgeist der Partisanen und ihrer Unterstützung durch die polnische Bevölkerung der umliegenden Ortschaften nicht auf. Nach einer Woche durchbrechen die Partisanenabteilungen endgültig die Umklammerung.

Die sowjetischen Partisanen haben über Funk die Mitteilung erhalten, daß die drei verletzten deutschen Genossen hinter die Front ausgeflogen werden sollen. Doch schwere Regenfälle haben den Erdboden aufgeweicht, und die Maschine kann nicht landen. Sie erhalten den Befehl, sich zu Fuß bis zur Front an der Weichsel durchzuschlagen.

Zusammen mit drei sowjetischen Partisanen beginnt erneut der Marsch nach Osten. Über die Pilica geht es in Richtung Kielce. Am Abend des 2. Dezember stoßen sie vor einem Dorf – es heißt Pilczyca – auf zwei bewaffnete Polen.

Gegen Mitternacht gibt der Schwarzhaarige das Zeichen zum Aufbruch in die Quartiere. Vertraulich haken die fremden Partisanen ihre Gäste im Hinausgehen unter.

Plötzlich werden ihnen die Arme brutal auf den Rücken gedreht.

Es kommt so überraschend, daß sie sich nicht mehr wehren können. Der Schnurrbärtige nimmt ihnen blitzschnell die Waffen ab. „Wißt ihr, wer wir sind?" ruft er, während sie mit erhobenen Händen an einen Zaun gestoßen werden, „wir sind die NSZ!"*

Ein Erschießungskommando nimmt vor den drei deutschen und drei sowjetischen Partisanen Aufstellung.

Der Schnurrbärtige überlegt es sich, als sie schon die Gewehre heben, noch einmal anders. „Nicht hier, legt sie lieber vor dem Dorf um!"

Mit Kolbenstößen werden sie in Marsch gesetzt. Unterwegs gibt es noch einmal einen kurzen Halt. Ein paar der Kerle treten einen Augenblick zur Seite. Eine Wolke hat sich vor den Mond geschoben; es ist stockfinster.

In dieser Sekunde erfassen die Gefährten zu gleicher Zeit ihre Chance. Mit ein

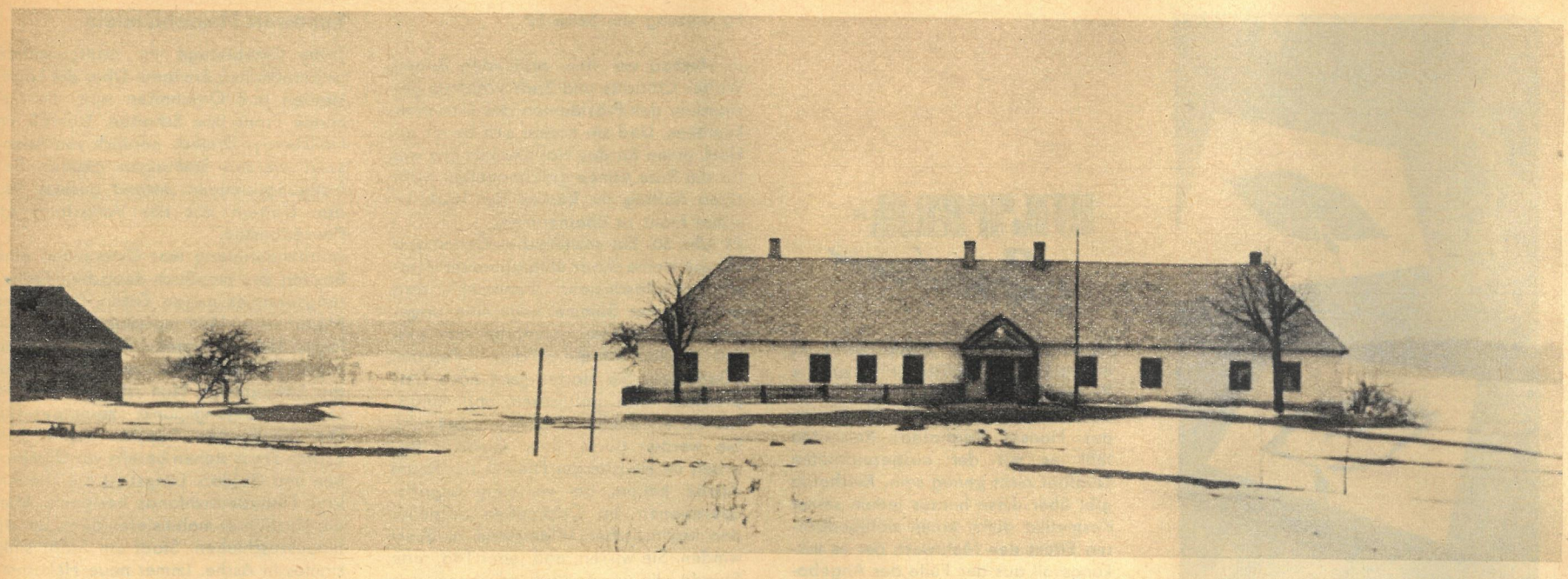
Josef Kiefel (vorn) und Arthur Hofmann auf der Warthebrücke bei Radomsko, die sie fünfzehn Jahre zuvor unter dramatischen Umständen auf ihrem Rückzug überschritten hatten.

Sie werden von ihnen eingeladen, mit in die Schule zu kommen, dort sei man gerade beim Feiern.

In der Schule geht es hoch her. Man schiebt ihnen ohne Umstände volle Flaschen mit Selbstgebranntem hin, Wurst und andere seltene Schätze. Merkwürdig laut und sorglos bewegen sich diese „polnischen Partisanen", deren Gäste sie hier plötzlich geworden sind. Ein riesiger Kerl mit pechschwarzem Haar und einem aufgezwirbelten Schnurrbart, der so etwas wie der Kommandeur zu sein scheint, interessiert sich für ihre Waffen, die sie natürlich nicht aus den Händen lassen.

* Alexander Burski, heute Minister für Arbeit und Löhne der Volksrepublik Polen.

* Die NSZ (Abkürzung für „Nationale Streitkräfte") sowie eine Reihe anderer faschistischer Gruppierungen wurden während der Naziokkupation in Polen von der Abwehr und der Gestapo ins Leben gerufen, um die patriotische polnische Illegalität von innen her zu zerschlagen. Sie waren während der Okkupation nur scheinbar illegal; ihre Anführer standen in ständigem dienstlichen Kontakt mit den entsprechenden Stellen des deutschen Abwehrdienstes und der Polizei. Die Offiziere dieser Banden hatten in Instruktionslagern für Diversion und Provokation, die von den Deutschen organisiert wurden, eine Spezialausbildung erhalten. Beim Vormarsch der Roten Armee zog sich die Mehrheit der NSZ-Banden mit der Wehrmacht und der SS aus Polen zurück. Viele dieser Leute leben bis auf den heutigen Tag in Westdeutschland. (Nach dem polnischen Autor Jan Gerhard.)



Das Schulgebäude des Dorfes Pilczyca, Ort des hinterhältigen Überfalls der faschistischen NSZ auf die drei deutschen Kommunisten in der Nacht zum 3. Dezember 1944.

Fotos: Archiv, privat

paar rasenden Sätzen stürzen sie ins Dunkel davon. Sie laufen um ihr Leben. Kiefel stößt im Durcheinander dem nächsten Bewacher die gesunde linke Faust ins Gesicht und springt dann über einen Zaun. Er stößt auf eine Holztür, die in einen Schuppen führt, fühlt meterhoch getrocknetes Moos und wühlt sich mit keuchenden Stößen vollständig hinein.
Draußen suchen brüllende NSZ-Leute die Umgebung ab. Einer leuchtet flüchtig mit der Taschenlampe in den Schuppen hinein. Allmählich entfernen sich das Geschrei und die Schüsse.
Als nach zwei Stunden das Dorf in tiefem Schweigen liegt, kriecht Kiefel vorsichtig heraus. Ein scharfer, eiskalter Wind fegt über die Felder. Die Wunde muß wieder aufgebrochen sein, der ganze verletzte Arm brennt höllisch. Sein Gaumen ist wie Filz. Er zerschlägt das Eis auf einem Sumpfloch und trinkt hastig.
Von den Genossen weit und breit keine Spur. Seine Waffen haben die Banditen. Josef Kiefel ist allein.

Silvester im Typhusdorf

Arthur Hofmann erzählt:
Wir konnten der NSZ in Pilczyca entkommen. Nur Josef Kiefel blieb unauffindbar. So versuchten wir, uns weiter zum sowjetischen Brückenkopf bei Sandomierz durchzuschlagen. Es gelang nicht, und wir beschlossen, in das Gebiet von Radom zu gehen.
Wenn uns, den deutschen Antifaschisten, nicht die polnische Bevölkerung geholfen hätte, wären wir trotz allem elend zu Grunde gegangen. Überall herrschte furchtbare Not. Das Land war verheert und ausgeplündert. Wir selbst sahen aus wie Gespenster, zermürbt von den Strapazen.
Am 31. Dezember bekamen wir von polnischen Bauern einen Hinweis, daß sich in der Nähe Partisanen befinden sollten. Es begann ein langer Nachtmarsch bei heftigem Sturm und Schneetreiben. Wir waren fast am Verzweifeln, als wir schließlich an ein Dorf kamen, an dessen Eingang eine gelbe Quarantäneflagge hing. Auf einem Schild daneben stand: Vorsicht! Typhus!
Hier sind wir richtig, sagten wir uns. Entweder das Schild ist echt, dann wagt sich jedenfalls kein Faschist hierher. Oder die Partisanen haben es angebracht . . .
Und so war es auch. In dem Dorf befanden sich polnische und sowjetische Partisanen, die uns nach kurzem Verhör herzlich willkommen hießen. Es war eine Stunde nach Mitternacht, die erste des Jahres 1945.
Die Partisanen luden uns ein, mit ihnen Silvester zu feiern. Es war Wodka da und Hering. Da saßen wir nun mitten im faschistisch besetzten Land zusammen, polnische, sowjetische und zwei deutsche Partisanen und tranken auf unsere brüderliche Freundschaft und Kampfgemeinschaft. Ich weiß nicht mehr, war es ein sowjetischer oder ein polnischer Genosse, der schließlich einen Trinkspruch auf die Zukunft eines freien, demokratischen Deutschlands ausbrachte.
Sie hoben ihre Gläser und stießen mit uns an.

Der wahre Mensch

Josef Kiefel schleppt sich durch Dörfer und Wälder. Ich darf nicht schlappmachen, hämmert er sich ein, ich darf nicht . . . Einmal entkommt er einer Patrouille, indem er sich in einen tiefen Graben stellt, bis zum Hals im eiskalten Wasser. Die Felder sind weiß vom Dezember-Rauhreif. Eine polnische Bäuerin bügelt ihm mit dem heißen Eisen die zerlumpte Kleidung trocken. Andere geben ihm von dem wenigen, das sie noch haben, zu essen. Da er kein Hemd mehr besitzt, schenkt ihm ein altes Mütterchen ihr schwarzseidenes Tuch, ein wertvolles Heiratsgut. In Czarny Las, einem kleinen Dorf im Bezirk Kielce, behandelt ihm eine Frau mit Milch den verwundeten Arm, der bis zur Schulter angeschwollen ist und furchtbare Schmerzen verursacht.
Schließlich stößt er auf vier sowjetische Partisanen, entflohene Kriegsgefangene, von denen er endlich wieder eine Waffe erhält. Bis Anfang Januar bleiben sie zusammen. Dann ist er nach einem Überfall durch NSZ-Faschisten wieder allein.
Am Morgen des 8. Januar entkommt er erneut mit knapper Not einer solchen Verfolgung. Doch die Splitter eines Explosivgeschosses zerschmetterten Josef Kiefel Zehen und Knochen des linken Fußes. Er kann sich nur noch mit Aufbieten der letzten Kräfte und zusammengebissenen Zähnen vorwärtsbewegen.
Die folgenden Nächte verstecken Bauern des Dorfes Kuzniaki den Verletzten. Doch sobald es hell wird, ist es im Dorf zu gefährlich. So liegt er Tag für Tag in einem verschneiten Walddickicht bei klirrendem Frost auf einem Lager aus Fichtenzweigen. Vor Hunger kaut er junge Fichtentriebe und Preiselbeerblätter. In dem verwüsteten, bärtigen Gesicht scheinen nur noch die Augen zu leben. Sie starren in die Baumwipfel. Der deutsche Kommunist und Partisan Josef Kiefel wehrt sich mit eiserner Energie gegen den fortschreitenden Verfall der letzten Kräfte. Er weiß, die Rote Armee hat ihre Offensive nach Westen begonnen . . .
Am 15. Januar erfährt er, daß im Nachbardorf Wolka Klucka sowjetische Vorausabteilungen gesehen worden sind.
Am Abend des nächsten Tages ist das verletzte Bein bis zum Knöchel schwarz angelaufen. Erfroren.
Am 17. Januar retten den deutschen Kommunisten Josef Kiefel die einziehenden sowjetischen Soldaten.

Die Genossen Greiner und Hofmann stießen am Morgen des 13. Januar auf die ersten sowjetischen Panzer. Mit der Roten Armee zogen sie bis an die Oder und kehrten dann nach Moskau zurück, von wo beide mit der Initiativgruppe Hermann Matern im Mai 1945 nach Sachsen kamen. Als Aktivisten der ersten Stunde halfen sie mit am demokratischen Wiederaufbau. Ferdinand Greiner hat dann viele Jahre die Glasindustrie unserer Republik geleitet und lebt nun als Rentner in Cottbus. Genosse Hofmann ist heute als Oberst unserer Sicherheitsorgane tätig.
Josef Kiefel schließlich wurde von sowjetischen und polnischen Ärzten im Krankenhaus von Piotrkow und dann in Warschau monatelang gepflegt. Durch ihre Kunst blieb ihm eine Amputation des verletzten und erfrorenen Beines erspart. Über seine zweite Heimat Kasan in der Sowjetunion kehrte er schließlich in unsere Republik zurück. Er ist ebenfalls heute Offizier der bewaffneten Organe.

Unternehmen „Erika" im Heilsberger Dreieck

Die Motoren des zweimotorigen sowjetischen Transportflugzeugs auf dem nächtlichen Feldflugplatz von Bialystok laufen bereits warm. Fünf deutsche Antifaschisten in den Uniformen der faschistischen Wehrmacht schnallen sich die fertig gepackten Fallschirme um. In wenigen Minuten wird die Maschine mit ihnen nach Nordwesten zum Flug über die Front starten. Das spannungsgeladene Warten der letzten Tage und Wochen ist nun einem nervösen Glücksgefühl gewichen. Endlich ist es soweit!
Sie alle, die das Sowjetland einst als Aggressoren mit dem Hakenkreuz an der faschistischen Uniform betraten, haben bis zu diesem 4. Oktober 1944 einen langen, komplizierten Weg zurückgelegt. Wer, wie der kleine sehnige Unteroffizier Paul Ludes zum Beispiel, bereits 1941 in Gefangenschaft geriet, der hatte

Paul Ludes 1945 unmittelbar nach seiner Befreiung durch die Rote Armee.

bis dahin nur Vormarsch und „Blitzsiege" kennengelernt. Erst unter der geduldigen Aufklärungs- und Erziehungsarbeit sowjetischer und deutscher Kommunisten wich allmählich das faschistische Gift aus den Köpfen, wuchs die Erkenntnis, auf welcher Seite das wahre Deutschland treue Verbündete gegen den gemeinsamen Todfeind besaß.
Die Kriegsgefangenenlager Jelabuga und Oranki, die Antifaschulen im Lager 165 bei Gorki und in Krasnogorsk bei Moskau waren für den Unteroffizier Paul Ludes Stationen auf diesem Weg gewesen. Dann kam die Arbeit als Beauftragter des Nationalkomitees bei der 2. Belorussischen Front. Im August hatte er schließlich mit seinen vier Kameraden und weiteren deutschen Antifaschisten

Fortsetzung auf Seite 18

Fortsetzung von Seite 17

in Moskau vor den prüfenden Augen Walter Ulbrichts und Erich Weinerts gestanden, des Präsidenten des Nationalkomitees. Und sie hatten sich bereit erklärt, einen für das Nationalkomitee wie für die Rote Armee gleichermaßen wichtigen Auftrag im Rücken der faschistischen Front zu übernehmen.

21 Uhr 30. Ein sowjetischer Oberst tritt vor die kleine Schar abflugbereiter deutscher Antifaschisten. „Genossen", sagt er. In seiner Stimme liegt eine ungewöhnliche Wärme, außerhalb vom Tonfall militärisch-dienstlicher Routine. „Genossen, Sie starten jetzt nach Ostpreußen. Ihre politischen und militärischen Aufgaben sind Ihnen bekannt. Sie werden durch Ihre Kundschafterarbeit im Heilsberger Dreieck der Roten Armee helfen, bei weiteren Angriffsoperationen in Ostpreußen schneller den faschistischen Widerstand zu überwinden. Sie wissen, daß jeder Tag, jede Stunde, die wir dadurch gewinnen, den Krieg verkürzen hilft und damit auch Tausenden Ihrer irregeführten Landsleute weiteres Leid und einen sinnlosen Tod erspart. Sie alle haben sich freiwillig zu diesem Unternehmen bereit erklärt. Jetzt ist noch Zeit, von Ihrem Entschluß zurückzutreten. Wenn jemand Angst hat – bitte scheuen Sie sich nicht, es zu sagen. Mit Angst läßt sich kein guter Einsatz durchführen . . ."

Der Oberst hält inne. Die fünf deutschen Antifaschisten blicken ihm schweigend ins Gesicht.

„Gut, Genossen. Ich möchte Ihnen noch sagen, daß wir für Ihren Flug zum festgelegten Absprungort die beste und erfahrenste Flugzeugbesatzung ausgewählt haben, die es hier gibt. Sie wurde mit dem Titel ‚Helden der Sowjetunion' ausgezeichnet. – Das wäre alles. Ich wünsche Ihnen für das, was vor Ihnen liegt, Erfolg, Glück und Gesundheit."

Der Oberst hat geendet und legt die Hand grüßend an den Mützenschirm. Die deutschen Antifaschisten antworten ebenfalls mit der militärischen Ehrenbezeigung. In der Wehrmacht hatte mancher von ihnen Tapferkeitsauszeichnungen erhalten. Sie waren gute Soldaten für eine schlechte Sache gewesen. Nun werden sie noch bessere Soldaten sein – für das richtige Ziel.

Das Wort **„Kopfschuppen"** können Sie vergessen, wenn Sie sich den Namen **HERBACIN** merken.

HERBACIN – forte und
HERBACIN – Schampun

sind zwei klinisch erprobte Spezialprodukte zur Behandlung von Kopfschuppen. Einfach in der Anwendung. Zu haben in gut geführten Fachgeschäften.

Kennwort Heideblümlein

Trübe Oktobertage im sanftgewellten ostpreußischen Ermland. Über die Landstraßen und Ortschaften wirft die nahende Front ihre Schatten. Überall im Heilsberger Dreieck, nördlich von Allenstein, werden Stellungen gebaut, Befestigungsanlagen instand gesetzt. Vor den Dörfern übt der Volkssturm an Panzerfäusten.

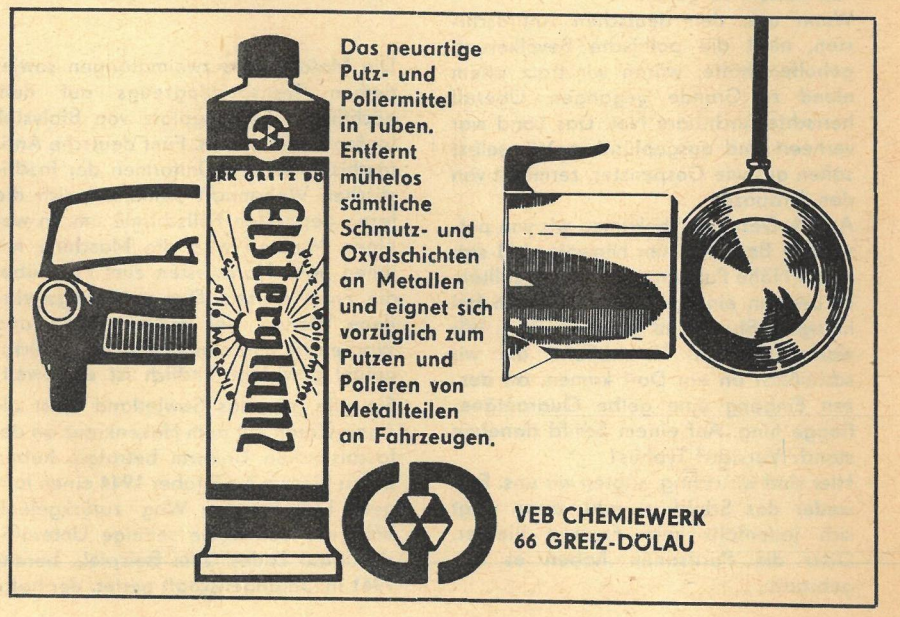
Jahrhundertelang war Ostpreußen eine Bastion des preußisch-deutschen Eroberungsdranges gegen Osten, Hort des Militarismus. 1939 marschierten hier die faschistischen Armeen zum Blitzkrieg gegen Polen auf, 1941 zum Überfall auf die Sowjetunion. Nun ist der Krieg an seinen Ausgangspunkt zurückgekehrt. Die sowjetischen Truppen der 3. Baltischen Front stehen bereits vor Gumbinnen und Goldap. Längst ist die Niederlage Hitlerdeutschlands besiegelt. Aber die Naziführer mobilisieren alles, um sie hinauszuschieben. Stadt um Stadt sinkt sinnlos in Asche. Immer neue Hekatomben von Menschen sollen gebracht werden.

Fünf ehemalige deutsche Soldaten, zur Tarnung erneut in den verhaßten Uniformen der Naziwehrmacht, leisten im Gebiet von Heilsberg das Ihre zum Widerstand gegen den verbrecherischen Wahnsinn. Sie haben sich zur Erfüllung ihrer Aufgaben in zwei Zweiergruppen geteilt. Jeweils nach einigen Tagen treffen sie am Standort des Funkers wieder zusammen, übermitteln Nachrichtenmaterial, empfangen über Funk neue Anweisungen.

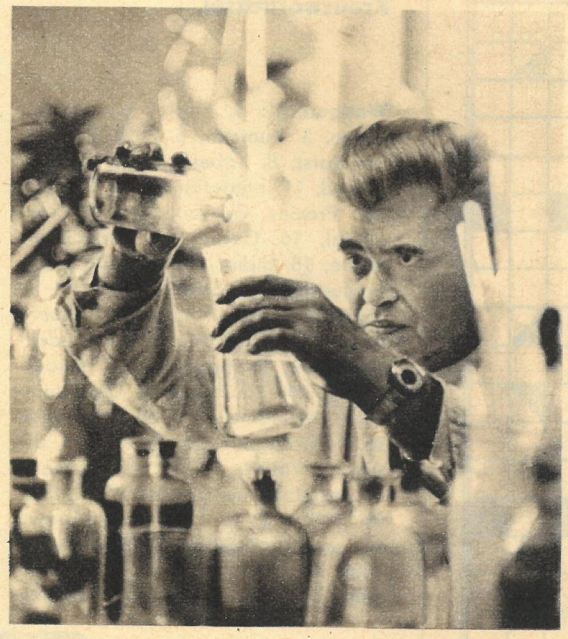
Das Unternehmen „Erika", wie sie es selbst in Anspielung auf eine der populärsten Marsch-Schnulzen der Wehrmacht ironisch getauft haben, läuft an. Bereits die erste Aktion am Tage nach ihrem Absprung, eigentlich nur eine Probe aufs Exempel, verläuft erfolgreich. Im Dorf Borwalde liegt eine Heeres-Ersatzeinheit vorübergehend im Quartier, die aus Frankreich abgezogen wurde, um im ostpreußischen Heilsberger Dreieck eingesetzt zu werden. Ausgerüstet mit den Ausweisen und Brustschildern von Feldgendarmen, im Landserjargon „Kettenhunden", begeben sich Hauptfeldwebel Soltmann und Gefreiter Hans Rabe, der Funker, zum Führer der Truppe. Mit betont forschdienstlichem Auftreten erreichen sie, daß der etwas verwirrte Reservehauptmann ihnen die Duplikate der Verpflegungslisten seiner Einheit aushändigt. Die Dokumente ermöglichen wertvolle Rückschlüsse auf Zusammensetzung und Marschweg des Verbandes . . .

Lesen Sie im nächsten Heft:

Soldbuchkontrolle



LABOR-GEHEIMNISSE VON



Wirksamkeit und Zuverlässigkeit unserer Autobetriebs- und -pflegemittel hängen mit vom Können dieses Mannes ab: Joachim Fasterding, Chefchemiker im VEB Globus-Werk Leipzig. Seit zwanzig Jahren beeinflußt er verantwortlich in den Labors dieses Betriebes Sortiment und Qualität unserer Autochemie.

Über dreißig Produkte, in Tankstellen und Fachgeschäften erhältlich, tragen das bekannte Globus-Signet. Mit dieser Allround-Palette ist der VEB Globus im europäischen Maßstab ein echter Spezialbetrieb für Autochemie, der 80 Prozent der DDR-Produktion herstellt.

Joachim Fasterding: „Dieser hohe Marktanteil verführt uns jedoch ebensowenig wie die Qualitätsvergleiche mit Konkurrenzerzeugnissen von Simonez, Rex oder Johnson zur Selbstzufriedenheit. In stetem Kontakt mit der VVB Automobilbau, dem DAMW, der Zentralen Prüf- und Entwicklungsstelle des Verkehrswesens Kirchmöser und dem Ministerium für Verkehrswesen sind wir bemüht, unsere Erzeugnisse nach neuesten Erkenntnissen ständig weiter zu verbessern."

Der Chefchemiker und seine Mitarbeiter kennen nicht nur die Wünsche der professionellen Fahrzeughalter, sondern auch jene von Herrn Müller, Besitzer eines Trabant 601. Ihm will Globo bei der Erhaltung und Kosmetik seines Familienuntersatzes künftig Zeit sparen. Was Frau Müller für die Fußbodenpflege heute recht ist, soll ihm morgen für die Autopflege billig sein: eine selbstglänzende Politur, die das kraftaufwendige Polieren erübrigt. Gleichzeitig wird in den Globo-Labors daran gearbeitet, in die Politur UV-schützende Substanzen einzubauen, die das Ausbleichen des Lackes verzögern.

Joachim Fasterding weiß nicht nur als Chemiker um den Nutzen eines gut gepflegten Fahrzeuges. „Schließlich fahre ich selbst leidenschaftlich gern Auto und weiß, daß eine zeitgerechte Pflege nicht allein der Ästhetik, sondern vor allem der Werterhaltung wegen notwendig ist. Die Lebensdauer eines Pkw kann man bei kontinuierlicher Pflege mit Globo-Erzeugnissen getrost mit 2,5 multiplizieren."

Fotos: Volkmar Billeb

WINTERPFLEGE VON A BIS Z

Die Nachtfröste lassen keinen Zweifel daran – der Winter steht vor der Tür. Eis und Schnee werden nicht nur an Ihre Fahrtüchtigkeit, sondern auch an Ihren Untersatz erhöhte Anforderungen stellen. Höchste Zeit, die Winterfestmachung Ihres Trabant, Škoda oder Wartburg für eines der nächsten Wochenenden einzuplanen. Erfahrene Kraftfahrer wissen, was sie dazu unbedingt benötigen.

A Autobalsam

Ein schleifmittelfreies Hartwachspräparat zur Glanzkonservierung neuer Fahrzeuglackierungen. Der Schutzfilm bewirkt starke Wasserabweisung und verhindert ein Ausbleichen der Farbpigmente im Lackfilm.

B Bremsflüssigkeit

Mit „Globo - Bremsflüssigkeit blau" erreichen Sie unter verschiedensten klimatischen Bedingungen eine gleichbleibend gute Bremswirkung.

C Chrom- und Metallputz

Zum Schutz und zum Polieren der dekorativen hochglänzenden Chrom- und Aluminiumteile. Der auf dem Metall entstehende Film schützt für einige Zeit vor extremen Witterungseinflüssen in den Wintermonaten.

D Defroster

Dieses Mittel verhindert, daß die Scheiben beschlagen und zufrieren, und hilft somit, Sichtbehinderungen zu vermeiden.

G Graphitlösung

Dieses sprühfähige, graphitierte Korrosionsschutzöl, jetzt angewendet, bewahrt sie im Frühjahr vor unliebsamen Überraschungen. Diese Kolloid-Graphit-Suspension überzieht alle eingesprühten Fahrgestellteile, Federn, Spritzbleche mit einem wasserabweisenden hochwirksamen Rostschutzfilm, wodurch gefährliche Korrosionen an tragenden Fahrzeugteilen verhindert werden. Gleichzeitig bewahrt es starkbeanspruchte

Teile, wie Federbolzen, Federblätter, vor großem Abriebverschleiß.

K Kühler-Frostschutzmittel

Unter dem Namen „Glysantin" bekannt, schützt es wassergekühlte Motoren vor dem Einfrieren. Schon 38 Raumteile Glysantin und 62 Raumteile Wasser garantieren einen Kälteschutz bis minus 20 Grad.

O Oelwäsche

Sie sollte besonders im Winter angewendet werden, wenn eine Reinigung mit Wasser zu Vereisungen am Fahrzeug führt. Das Mittel bewirkt nicht nur eine Reinigung, sondern schützt das Fahrzeug durch den zurückbleibenden Ölfilm vor den winterlichen Witterungsunbilden.

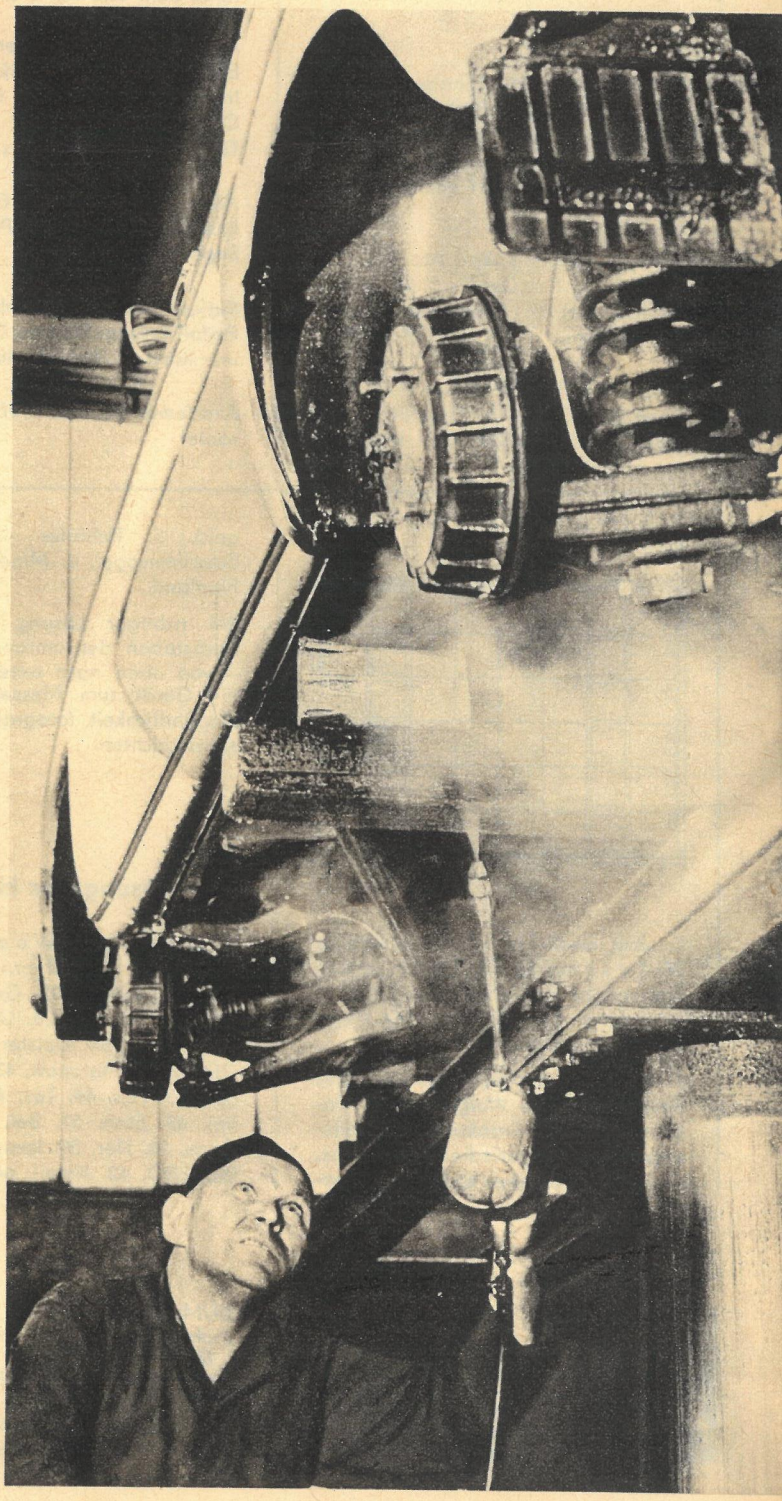
U Universal-Schutzwachs

Insbesondere für die Wintermonate ein unentbehrliches Korrosionsschutzmittel. Hervorragend geeignet zum Schutz von blanken Metallteilen, Lackflächen, Plasten, Gummidichtungen, Holzaufbauten, Planen usw. Es eignet sich auch als Sprühschutzwachs zur Untenbehandlung der Kraftfahrzeuge. Die bisher so gefürchtete Tausalzkorrosion, welche oftmals zur Zerstörung dünner Bleche führte, ist dadurch gebannt.

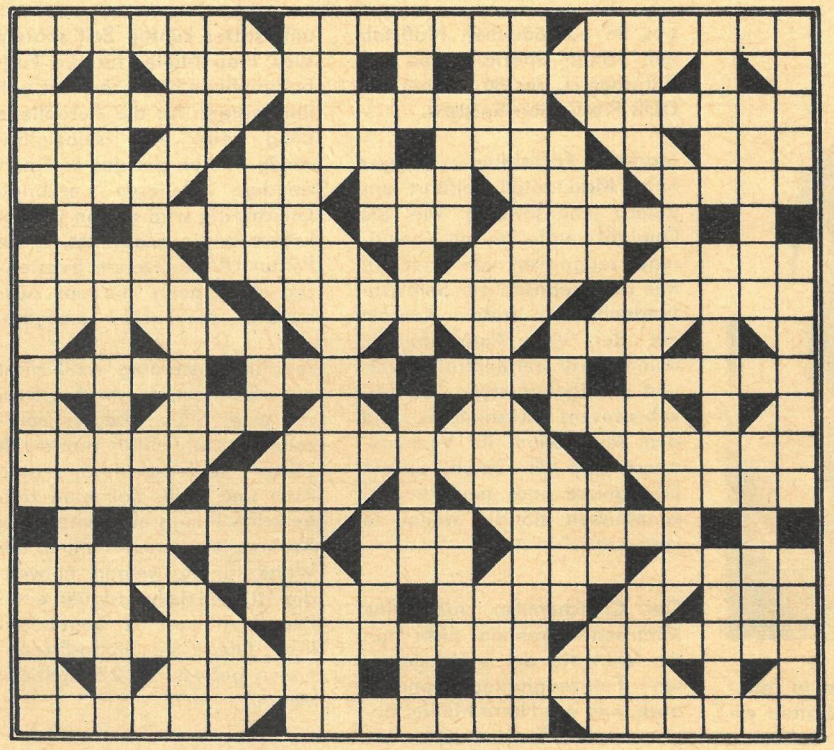
Z Zusatzmittel für Scheibenwaschanlagen

Dieses Mittel von Globo verhindert im Winter nicht nur das Einfrieren der Scheibenwaschanlage, sondern erhöht auch die Reinigungskraft des Wassers um das Zwei- bis Dreifache.

An den Tankstellen des VEB Minol beziehungsweise in Fahrzeugfachgeschäften sind all diese Erzeugnisse des VEB Globus-Werk Leipzig erhältlich. Noch eins: Vergessen Sie im Eifer nicht, die Gebrauchsanweisungen zu lesen!



rätsel



Kreuzworträtsel zum Selbstbauen

Die nachstehend alphabetisch und nach Anzahl der Buchstaben aufgeführten Wörter sind so in die Figur einzusetzen, daß ein vollständiges Kreuzworträtsel entsteht:

Ade Akt Alt Arg Arm Ate Bei Ehe Eid Elm Erg Fee Ger Gur Ida Inn Kid Lee Lek Met Not Ode Oka Rur See Sem Tat Ton

Agio Amur Anis Arie Aser Beet Bure Dose Eber Elen Enak Epos Fell Gent Gnom Idee Iran Keil Kern Kiel Kies Korn Lake Leer Mars Nana Nase Ober Oese Ofen Rabe Rate Reep Robe Sekt Siel Tell Wald

Abert Adorf Aguti Anker Burma Delft Einer Enden Enkel Ethik Faser Feige Irade Leser Moped Nepal Olive Omega Onkel Popow Rasin Rubel Tiefe Trage Tulpe Virus

Akazie Eigelb Elster Geisel Ideale Laster Leiste Nenner Panzer Papier Segeln Urania

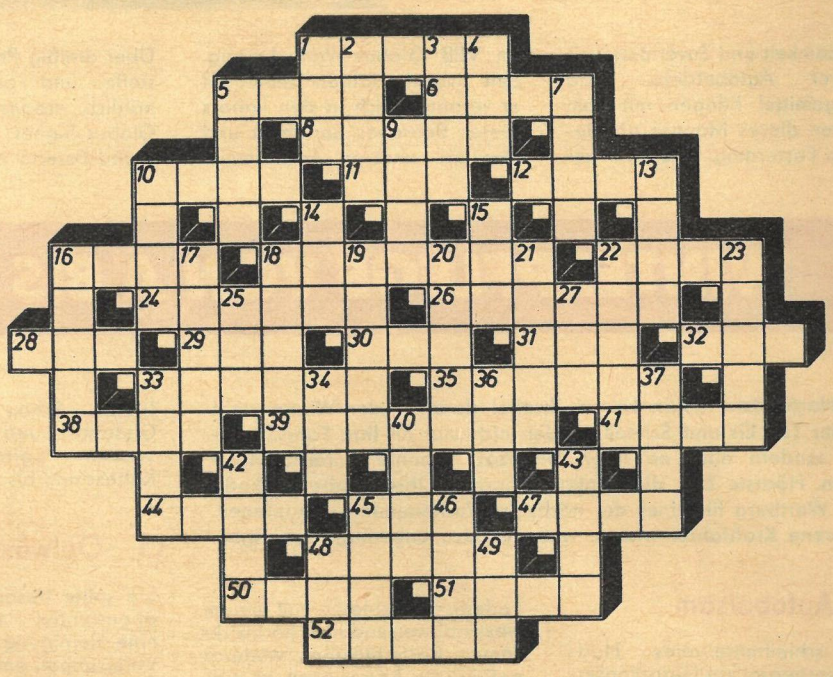
Aktinie Alkoven Angeber Angebot Einfall Erreger Estrade Etagere Glimmer Klavier Libelle Melasse

Akademie Amarelle Notabene Tarantel

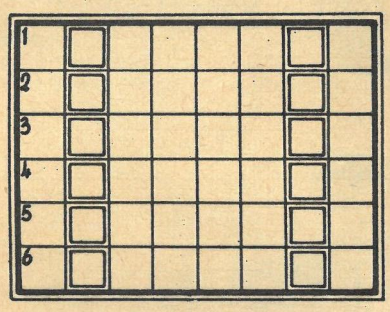
Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Gipfel der Berner Alpen, 5. Kummer, 6. Fluß im Krainer Karst, 8. Kabelinneres, 10. Bukkelrind, 11. niederländische Stadt in der Provinz Gelderland, 12. Feingefühl, 16. Gebiet der Mondoberfläche, 18. dicker Farbenauftrag, 22. nordungarische Stadt, 24. Staat im Osten Indiens, 26. russischer Frauenname, 28. orientalische Kopfbedekkung, 29. Drehpunkt, 30. Niederschlag, 31. Tauchervogel, 32. männlicher Vorname, 33. Speisenträger, 35. Fahrzeugteil, 38. Saugwurm, 39. xylophonartiges Schlaginstrument, 41. sozialistischer Schriftsteller (NPT), 44. Klebstoff, 45. Fluß in Thüringen, 47. westrumänische Stadt, 48. Teil einer alten Schußwaffe, 50. Holz- oder Metallteilchen, 51. diplomatisches Schriftstück, 52. südfranzösiche Stadt.

Senkrecht: 1. Gefrorenes, 2. Einfall, Gedanke, 3. Laubbaum, 4. Wendekommando, 5. Erfrischung, 7. Nebenfluß der Kura, 9. nordische Sagensammlung, 10. Null, Nichts, 13. altrömisches Obergewand, 14. nordwestdeutscher Fluß, 15. Scheuersand, 16. Gesichtsausdruck, 17. männlicher Schwimmvogel, 18. mohammedanische Religion, 19. Ordenspriester, 20. heftiger Wind, 21. Stadt in Nebraska, 22. Hausvorbau, 23. radioaktives Edelgas, 25. Masseteilchen, 27. Bergweide, 33. Getreideprodukt, 34. witziger Einfall, 36. finnische Hafenstadt, 37. Mißgunst, 40. abgelaichter Hering, 42. Geröll, 43. Zirbelkiefer, 45. Küstengebiet im südlichen Marokko, 46. Bergwerk, 48. griechischer Hirtengott, 49. Anteilschein.



Füllrätsel



Es sind jeweils zwei fünfbuchstabige Wörter zu suchen. Die beiden letzten Buchstaben des ersten Wortes sind gleichzeitig die beiden ersten Buchstaben des folgenden.

1. kleines Krebstier – Name eines Sees östlich von Wolgograd, 2. Vakuum – Stadt in Frankreich, 3. Schiffszubehör – ungarischer Komponist, 4. Nebenfluß der Rhône – Ruhegeld, 5. Behälter – männlicher Schwimmvogel, 6. Mineral – See in Finnland.

Bei richtiger Lösung nennen die Buchstaben der umrandeten Felder – von oben nach unten gelesen – ein Gerät zum Messen der Lichtempfindlichkeit fotografischer Emulsionsschichten.

Rätsellösung aus Heft 45

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Smolny, 5. Podgorny, 11. Breshnew, 18. Aurora, 23. Gea, 24. Auge, 25. See, 27. Ile, 28. Ugab, 30. Sir, 31. Kalinin, 34. Deister, 36. Ios, 38. Ginster, 40. Antonow, 43. Ski, 44. Anger, 45. Pas, 46. Tas, 47. Lakai, 48. Imi, 49. Eton, 51. Bel, 52. Flip, 55. Gans, 58. Ner, 59. Isen, 60. Ekel, 61. GOELRO, 62. Kreml, 64. Orient, 66. Reed, 67. Mehl, 69. Apia, 70. Mira, 71. Ukas, 74. Alt, 75. Kanin, 78. Non, 80. Los, 81. Tarlé, 84. Gnu, 85. Kivi, 87. Lisene, 88. Woschod, 91. Anhalt, 93. Atem, 95. Osa, 96. Ger, 97. Lob, 98. Aho, 99. Pud, 100. Tau, 101. Udo, 102. Jena, 104. Wostok, 107. Sputnik, 111. Epilog, 114. Asen, 115. Noe, 116. Wiese, 117. Lar, 118. Gen, 120. Lenin, 121. Ilo, 122. Naas, 125. Elan, 127. Meru, 129. Lwow, 131. Trip, 133. Stativ, 135. Gomel, 136. Frunse, 138. Made, 139. Area, 141. Set, 143. Rade, 144. Eile, 145. Kar, 146. Etat, 149. Ras, 150. Asiat, 152. Dom, 155. Rad, 158. Kegel, 160. ISA, 161. Tupolew, 163. Bauglas, 166. Abo, 167. Gagarin, 170. Eleaten, 172. Erg, 173. Earl, 174. Erl, 175. Run, 176. Hein, 177. Ero, 178. Kanten, 179. Komsomol, 180. Nasarowa, 181. Prawda. – Senkrecht: 1. Sakse, 2. Oglio, 3. Lei, 4. Nana, 5. Pudel, 6. Oger, 7. Dei, 8. Ost, 9. Reep, 10. Nera, 12. Riga, 13. Elis, 14. Sen, 15. Nut, 16. Egel, 17. Waran, 19. Usti, 20. Rio, 21. Ornis, 22. Alwin, 24. Angel, 26. Don, 29. Baker, 32. Aktie, 33. Inber, 35. Soll, 36. Iskra, 37. Stamm, 39. Seni, 41. Narew, 42. Omega, 50. Nelli, 52. Fedin, 53. Iran, 54. Popow, 55. Gorod, 56. Aras, 57. Sedan, 59. Iduna, 61. Gras, 62. Kino, 63. Lilo, 65. Tula, 67. Mikojan, 68. Havanna, 72. Kutusow, 73. Simonow, 75. Kirow, 76. Nette, 77. Nelke, 79. Uchta, 81. Tadel, 82. Rhein, 83. Elton, 86. Ise, 87. Lew, 89. Sau, 90. Hon, 92. Tag, 94. Ede, 103. Aosta, 105. Sims, 106. Oskar, 107. Salve, 108. Prag, 109. Igel, 110. Kerfe, 112. Peene, 113. Lire, 114. Allee, 117. Leid, 119. Nuri, 123. Aarau, 124. Risse, 126. Norma, 127. Metro, 128. Varel, 130. Owase, 132. Peiwe, 134. Talg, 137. Ulla, 138. Magen, 139. Artek, 140. Espen, 142. Tabak, 145. Kenia, 147. Titow, 148. Tanja, 150. Alge, 151. Taro, 152. Darm, 153. Oslo, 154. Abt, 156. Agra, 157. Daus, 158. Kiew, 159. Leer, 162. Ort, 164. Ulm, 165. Leo, 168. Gna, 169. Rho, 171. Ara.

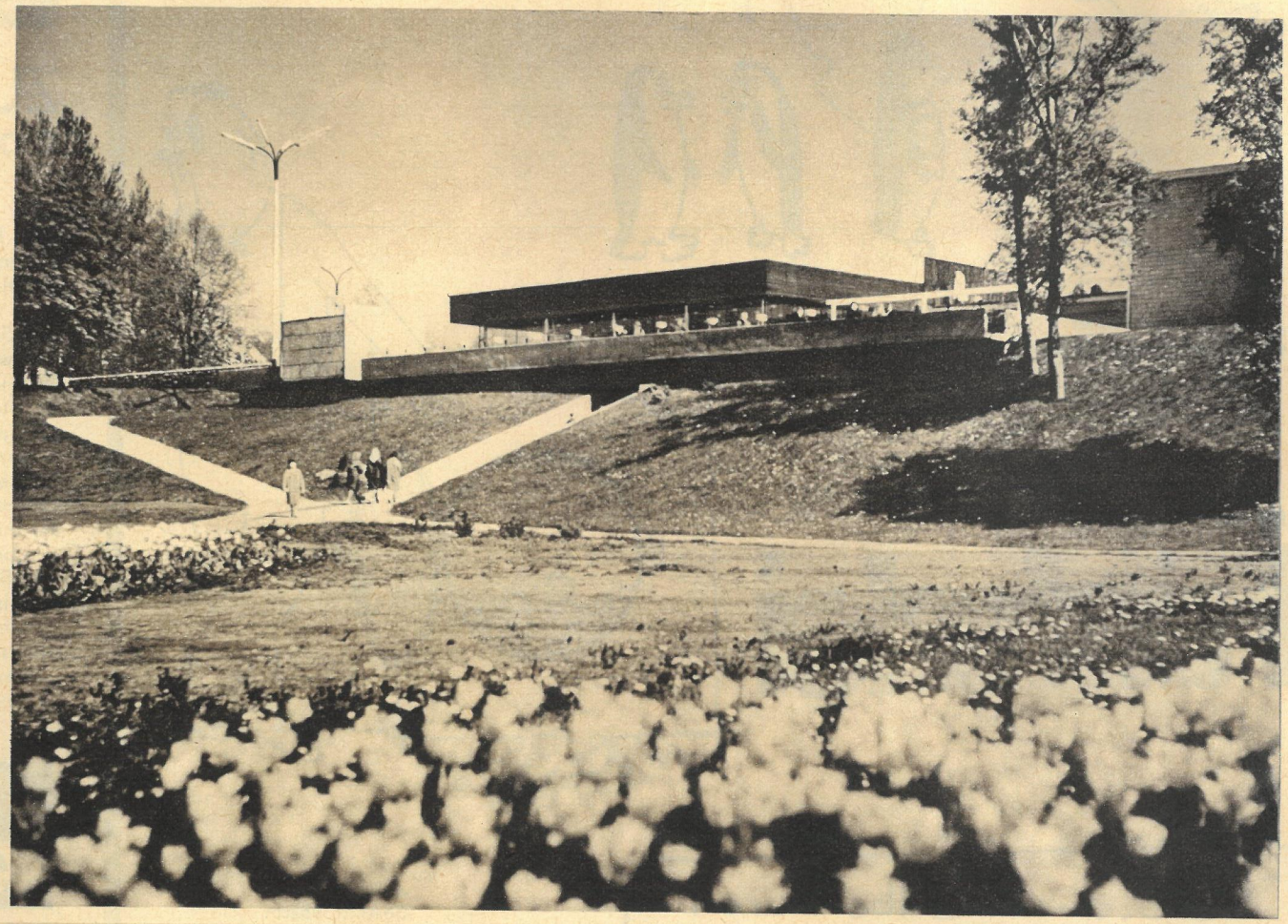
zb ZEIT IM BILD

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz · Verlagsdirektor Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdner Straße 43 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, 806 Dresden · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto DN, Dresden 4/1862 · Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565

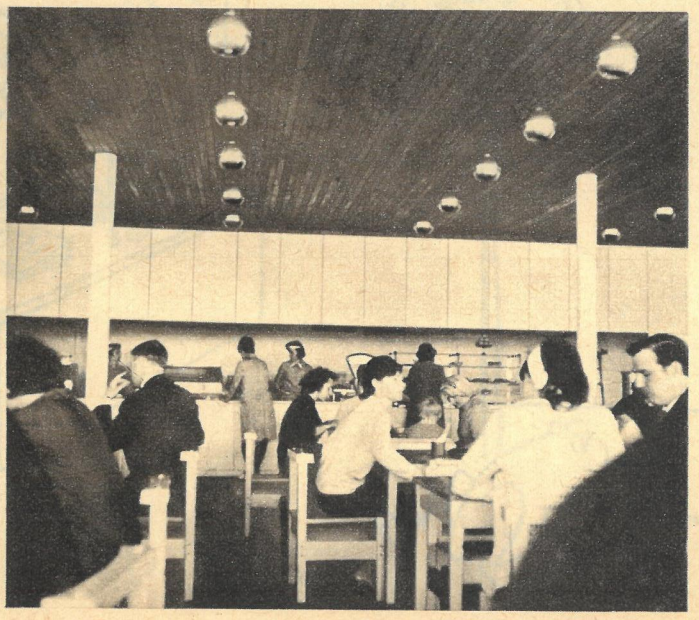
POSTANSCHRIFT: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412. Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf 42 56 61, App. 16

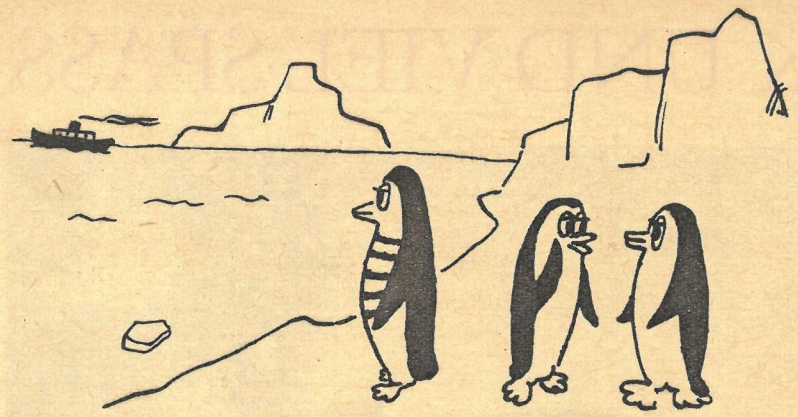
BLUMEN, SCHASCHLYK UND VIEL SPASS

Zugegeben, die Jahreszeit ist fortgeschritten und gestattet kaum mehr ärmellose Vergnügen im Freien, und dort im Norden, wo diese Aufnahmen entstanden, gleich gar nicht. Aber mit dem Winter kommt für die Gastronomen jene Zeit, in der sie überlegen sollten, was den Gästen ab nächstem Frühjahr Neues und Originelles geboten werden könnte. Dazu einen Tip aus Tallinn. Allein schon die geschickte Kopplung einer ständigen Blumen- und Gartenbauausstellung mit einer rustikal gehaltenen und durch viel, viel Glas sehr hellen und freundlichen Gaststätte ist bemerkens- und empfehlenswert. Der Gag dieser Eß- und Trinkoase inmitten vieler Blumen ist allerdings eine hohe Steinmauer, in die Kamine eingebaut sind. Hier können nämlich Familien ... aber nicht doch, Kaffee gibt's aus der Espressomaschine. Jeder, der möchte, besorgt sich vielmehr an der Theke leckeren, auf hübsche schmiedeeiserne Spieße gesteckten Schaschlyk und brutzelt ihn braun. Da Vorfreude bekanntlich die schönste aller Freuden ist, haben die Tallinner Grillexperten doppelten Genuß an ihrem so zubereiteten Mittagsmahl. Wer da glaubt, dieser Kaminhof müsse notgedrungen verräuchert sein wie eine mittelalterliche Alchimistenküche, der irrt sehr. Alles ist piccobello sauber und entbehrt nicht einmal einer gewissen Eleganz. Das sollte's sein. Nachmachen sehr erwünscht.



Was die Georgier und Grusinier können, das muß uns doch auch gelingen, sagten sich die Esten. Ihr Schaschlykhof, über den ständig eine kühle Seebrise weht, wurde ein Volltreffer. Selbstbedienung mal auf eine ganz andere Art. Fotos: Friedemann / Text: Kottwitz

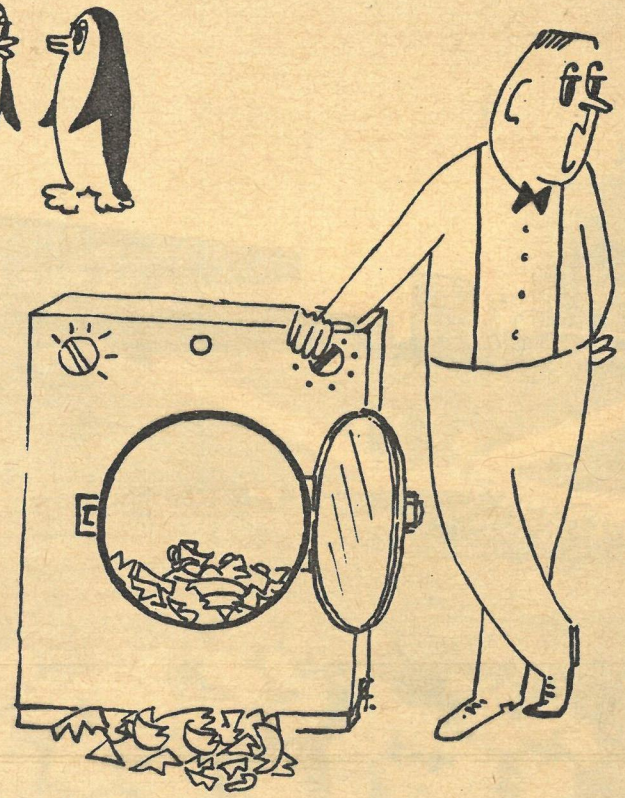




„Er hatte schon immer
eine Schwäche für die Seefahrt."

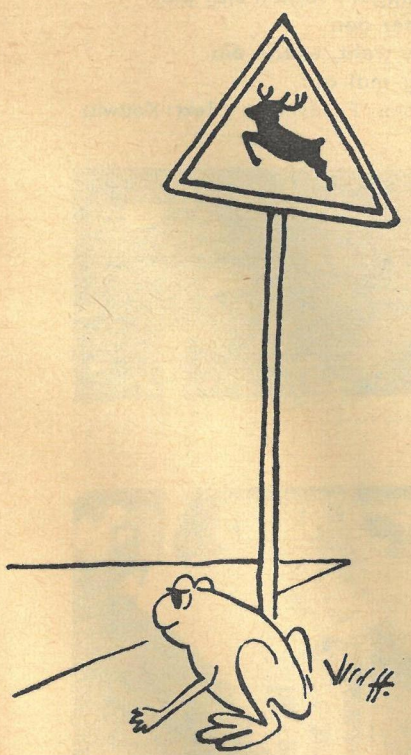
FRANZ FRICKE

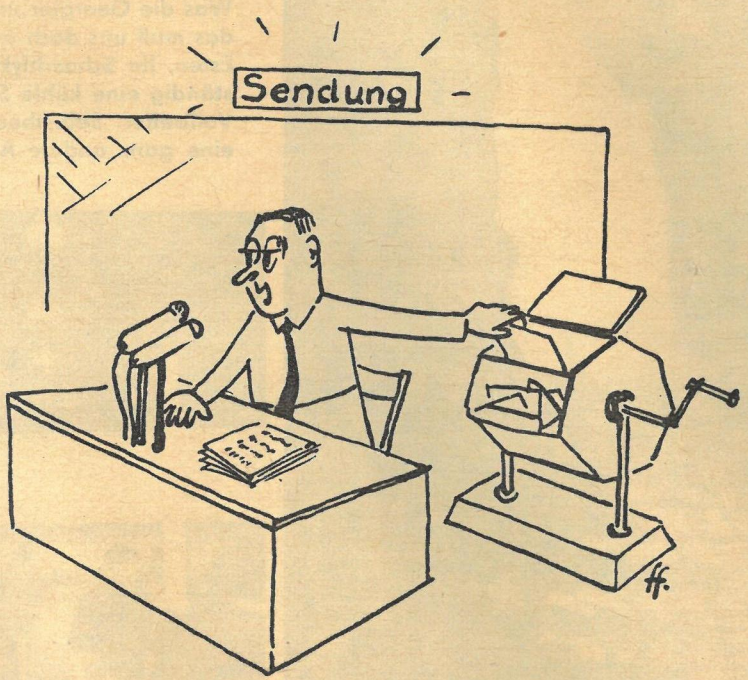
Fünferlei



„Also,
Geschirr wäscht
sie nicht!"

„Glauben Sie nun,
daß der Diamant echt ist?"





„. . . und nun folgt
der Wetterbericht!"

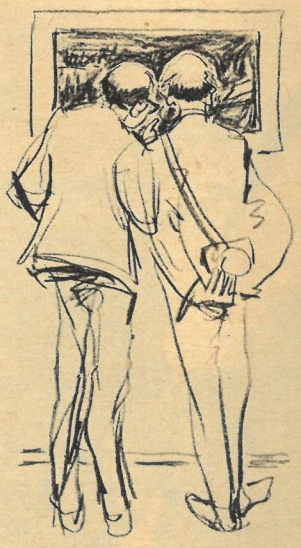
ZUM THEMA SPORT

Wie bereits vor einer Woche angekündigt, nebenstehend nun unsere Antwort auf viele Leserbriefe: das farbige zb-Sportfoto, gestaltet nach den Anregungen und Wünschen der großen Sammlerschar. Ist es recht so?
Wir werden künftig wieder mehr Farbaufnahmen von in- und ausländischen Fußballmannschaften veröffentlichen und – wie gleichfalls oft gewünscht – auch Mannschaftsfotos aus anderen Sportarten. In der Reihe „Meisterklasse" werden wir neben unseren Spitzenathleten ab sofort auch hervorragende Sportler aus aller Welt vorstellen. Dazu finden Sie wie bisher in jeder zb interessante Reportagen und Berichte aus dem Sportgeschehen. Schließlich beginnt demnächst der neue Tatsachenbericht von Klaus Ullrich, „Olympia und die Deutschen". Er wird unsere umfangreiche Berichterstattung im Olympiajahr 1968 einleiten. Mehr erfahren Sie im nächsten Heft.

BRINGT UNTER ANDEREM IM NÄCHSTEN HEFT:

Ein Riese auf Wanderschaft – zwischen Lochau und Profen erlebt.

„Auf die Plätze – fertig – . . ." Eine Plauderei mit und über den Mann mit der Startpistole.



„Na, Mann, wann ist denn det gemalen?"
Mit dem Zeichner Gerhard Vontra auf der VI. Deutschen Kunstausstellung beobachtet und erlauscht.

Deshalb nächste Woche wie jede Woche: zb besorgen! Besser und sicherer ist natürlich ein Abonnement.

Auflösung DING MIT PFIFF 42:
Saratow-Methode
Es gewannen: **50 MDN:** Rosemarie Goldacker, Magdeburg.
Je 10 MDN: Günter Berthold, Steuden; Dieter Wetterhahn, Bad Blankenburg; Werner Köntopp, Neubrandenburg; Irene Pieczonka, Görlitz; Ilona Reck, Bernau.

1. FC MAGDEBURG

Klubanschrift:
301 Magdeburg, Ernst-Grube-Stadion

Stadion:
Ernst-Grube-Stadion,
45 000 Plätze

Spielkleidung:
weiße Hose, blau-weiß
gestreiftes Hemd
oder
blaue Hose, weißes Hemd

Für den Souvenirsammler:
Klubwimpel, Abzeichen,
Biergläser, Mannschaftsbilder

Stehend von links nach rechts:
Jürgen Sparwasser (4. 6. 48 / 4 N / 12 J)
Manfred Zapf (24. 8. 46 / 5 N / 4 J)
Heinz Steinborn (15. 3. 40)
Wolfgang Seguin (14. 9. 45 / 3 N / 4 J)
Rainer Geschke (1. 4. 47)
Wolfgang Abraham (23. 1. 42)
Rolf Retschlag (3. 11. 40)
Rainer Segger (13. 3. 46)
Günter Behne (19. 10. 32 / 5 B / 1 N),
Trainer-Assistent

Kniend von links nach rechts:
Werner Okupniak (7. 2. 40 / 9 J)
Herrmann Stöcker (6. 1. 38 / 6 A / 6 B / 2 N / 5 J)
Joachim Walter (23. 10. 40 / 4 N / 12 J)
Otto Hoppe (7. 7. 40)
Hans-Georg Moldenhauer (25. 11. 41 / 6 J)
Günter Kubisch (3. 4. 39 / 1 A / 1 B / 7 N / 3 J)
Günter Hirschmann (8. 12. 35 / 1 A / 1 B / 3 N)
Günter Fronzeck (29. 9. 37)

Anmerkung:
A = Nationalmannschaft,
B = B-Auswahl,
N = Nachwuchsauswahl
J = Juniorenauswahl

Heinz Krügel (24. 4. 21),
Cheftrainer des 1. FC Magdeburg
seit 1966,
von 1961 bis 1966 Trainer
des SC Chemie Halle,
errang mit dieser
Mannschaft 1961/1962 den FDGB-Pokal.

Erst im Jahre 1960 hatten die Magdeburger Fußballanhänger Grund zum ganz großen Jubel. Damals schaffte der SC Aufbau nach vielen vergeblichen Anläufen zum ersten Mal den Aufstieg in die Oberliga. Über einen Mittelplatz aber kamen die Schützlinge von Fritz Wittenbecher während aller Jahre ihrer Zugehörigkeit zur höchsten Spielklasse nie hinaus. Dafür standen sie 1964 und 1965 mit ihrem Trainer Ernst Kümmel im Pokalendspiel und erkämpften sich beide Male die FDGB-Trophäe. Bei ihrem ersten Start im Europapokal der Cup-Sieger schieden sie in der ersten Runde gegen Galatasaray Istanbul (Türkei) nur durch Losentscheid aus, ein Jahr später erreichten sie das Viertelfinale und scheiterten dort an West Ham United. Bereits ein Jahr nach ihren Pokalsiegen mußten die Magdeburger jedoch die Oberliga verlassen, schafften aber schon 1967 wieder den Aufstieg.

Plazierung in den letzten Jahren: 1959 Oberligaaufsteiger, 1960 Siebenter, 1961/62 Neunter, 1962/63 Elfter, 1963/1964 Elfter, 1964/65 Siebenter, 1965/66 Vierzehnter und Absteiger, 1966/67 Oberligaaufsteiger.

Farbfoto: Billeb, Foto: Rowell

FC ROT-WEISS ERFURT

Klubanschrift:
50 Erfurt, Am Hopfenberg 14

Stadion:
Georgi-Dimitroff-Stadion,
35 000 Plätze

Spielkleidung:
weiße Hose,
rot-weiß gestreiftes Hemd
oder rote Hose, weißes Hemd

Für den Souvenirsammler:
Klubwimpel, Abzeichen, Biergläser,
Vasen, Aschenbecher,
Mannschaftsbilder

Stehend von links nach rechts:
Martin Schwendler (19. 9. 19),
Cheftrainer
Rainer Knobloch (7. 11. 38 / 1 B / 4 N)
Dieter Weiß (23. 3. 42)
Klaus Kappes (10. 12. 35)
Franz Egel (12. 4. 49 / 4 J)
Gerd Stieler (18. 6. 43)
Rudi Dittrich (10. 11. 36)
Rainer Trölitzsch (31. 7. 39 / 12 B / 6 N)
Harald Wehner (14. 12. 38 /
1 A / 6 B / 11 N / 15 J)
Erhard Meyer (7. 12. 42)
Gerhard Baßler (24. 1. 24),
Trainer-Assistent

Kniend von links nach rechts:
Harald Straubing (1. 12. 42)
Hans Latsny (9. 4. 46)
Klaus Reßler (16. 2. 43)
Horst Weigang (30. 9. 40 /
11 A / 6 N / 10 J)
Klaus Tittmann (6. 7. 40)
Ralf Schulenberg (15. 8. 49 / 4 J)

Anmerkung:
A = Nationalmannschaft,
B = B-Auswahl,
N = Nachwuchsauswahl
J = Juniorenauswahl

Martin Schwendler (19. 9. 19),
Cheftrainer
des FC Rot-Weiß Erfurt seit 1966,
von 1963 bis 1966 Trainer der
BSG Lok Stendal,
erreichte mit dieser Mannschaft
1965/66 das FDGB-Pokalfinale.

In den letzten Jahren gaben die Erfurter stets nur eine kurze Gastrolle in unserer höchsten Spielklasse.
Dabei spielten die Thüringer in den ersten Jahren ihrer Oberligazugehörigkeit immer hervorragend. Nachdem sie 1950 ins Pokalendspiel vorgestoßen waren, bereits 1949 und 1950/51 den zweiten Platz in der Abschlußtabelle belegt hatten, glückte ihnen 1953/54 und 1954/55 gleich zweimal hintereinander der Griff nach dem Meistertitel. 1958 mußte die Erfurter Mannschaft dann als 13. zum ersten Mal in den sauren Apfel des Abstiegs beißen. Von 1963 bis 1967 pendelte die Mannschaft dann ständig zwischen der Liga Staffel Süd und der Oberliga. In diesem Jahr scheinen sich die Schützlinge von Martin Schwendler nun endgültig vorgenommen zu haben, das Gesetz der Serie zu durchbrechen.

Plazierung in den letzten Jahren: 1960 Oberligaaufsteiger, 1961/62 Zehnter, 1962/63 Achter, 1963/64 Vierzehnter und Absteiger, 1964/65 Oberligaaufsteiger, 1965/66 Dreizehnter und Absteiger, 1966/67 Oberligaaufsteiger.

Farbfoto: Billeb, Foto: Rowell

34104

DAS SPORTFOTO FÜR SAMMLER

1. FC MAGDEBURG – FC ROT-WEISS ERFURT